

Schwäbische Heimat

Januar-März DM 9.00



1990/1

Von der Betonrinne
zum naturnahen Bächlein

Das Stadtmuseum in
Bietigheim-Bissingen

45751
Soziale Denkmalpflege:
Gibt es das?

Die Haller Salzsieder –
ein Modell für Raiffeisen?

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638/39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: Druckerei Tübinger Chronik eG, Uhlandstraße 2, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 150-510.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638.
Telefax (0711) 293484

Inhalt

HANNJÖRG FASTNACHT Zur Sache: Sparsam und maßstäblich beim Bauen	1
HEINZ BARDUA Das Wappen des Rems-Murr-Kreises	2
REINHARD WOLF Von der Rinne zum naturnahen Bächlein – Die Umgestaltung des Sulzbachs bei Rielingshausen	3
KURT OESTERLE Ein Riese aus der Neuen Welt	11
MANFRED BULLING Über die Zukunft des Schwäbischen Heimatbundes	14
HERMANN BAUSINGER Wider die Halbierung von Heimat	22
ULRICH GRÄF Der Peter-Haag-Preis 1989 – Private Denkmalerhalter ausgezeichnet	29
CHRISTIAN MARQUART Soziale Denkmalpflege: Gibt es das?	35
GERD WUNDER Kommt der Genossenschaftsgedanke aus Hall? F. W. Raiffeisen und seine Abstammung	42
HELMUT HERBST Museen des Landes Nr. 13: Das Hornmoldhaus in Bietigheim-Bissingen	47
FRIEDRICH KARL AZZOLA Gedenkmal eines Jägers von 1482? Das Steinkreuz bei Tübingen-Unterjesingen	54
WOLFGANG RIEGER Der Schatz in den Schwedenhöhlen bei Reutlingendorf	57
Buchbesprechungen	59
sh intern	68
sh aktuell	70
Anschriften der Mitarbeiter und Bildnachweis	84

In großer Sorge um die Erhaltung unserer Kulturlandschaft fordert der Schwäbische Heimatbund bei der Umsetzung der aktuellen Initiativen der Landesregierung zur Verbesserung des Wohnraumbotepotes dringender denn je, die Erkenntnisse und Erfahrungen der vergangenen Jahre im sparsamen Umgang mit der Natur und Landschaft durch verdichtete Bebauung zu berücksichtigen sowie bei der Erhaltung des baulich-kulturellen Erbes auf Maßstäblichkeit zu achten.

Diese aktuelle Forderung hatte offensichtlich schon zur Gründerzeit des Schwäbischen Heimatbundes hohe Priorität, denn dem Gründungsauftrag ist zu entnehmen: *Verwüstungen vergangener Jahrhunderte haben nicht so verheerend gewirkt, so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt wie die Übergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Ziele.* Und weiter heißt es: *Wenn Altes fallen muß, wollen wir dabei alle Übertreibungen vermeiden und durchaus dem modernen Leben mit seinen veränderten Forderungen Rechnung tragen, damit an Stelle des guten Alten gutes Neues, Gleichwertiges gesetzt wird.*

Diese nach wie vor sehr modern lautenden und

Das Titelbild zeigt ein Stück des Sulzbachs samt einer Pumpstation unweit von Marbach am Neckar. Solch ein Bächlein ist nichts Besonderes im Land, und doch ist es wert, genauer betrachtet zu werden. Bis vor kurzem war dieser Wasserlauf nämlich eine Betonrinne und fast ohne eine Ufervegetation, bis der Mensch erneut mit Muskel- und Maschinenkraft eingegriffen und einen naturnahen Zustand wieder hergestellt hat. Seitdem schlängelt sich wieder der Sulzbach auf seinem kurzen Lauf hinunter zur Murr, seitdem halten Schwellensteine die nach unten drängenden Wasser auf, seitdem haben Kleintiere und Wasserpflanzen wieder von dem neuen Lebensraum Besitz ergriffen. Wie es dazu gekommen ist, erfahren Sie auf den Seiten 3–10.

Mit dem ersten Heft des Jahrgangs 1990 hat die «Schwäbische Heimat» ein gewandeltes Erscheinungsbild, ist die Titelseite anders gestaltet. Bleibt nur zu hoffen, daß sie den Lesern ebenso gefällt wie denen, die sie gestaltet haben.

heute mehr denn je geltenden Grundsätze seines Gründungsauftrages veranlassen den Schwäbischen Heimatbund, an die Landesregierung zu appellieren, bei den begrüßenswerten Initiativen für eine neue Wohnbaupolitik auch der notwendigen Vorsorgepolitik für eine intakte Umwelt den gleichen Rang einzuräumen.

Das bedeutet im einzelnen:

- Sparsamen Umgang mit neuen Nutzungsanforderungen an die freie Landschaft, keine erweiterten Befreiungen nach § 35 LBO, keine Eingriffe in Natur- und Landschaftsschutzgebiete, denn sie sind keine «stille Baulandreserve».
- Vor der Ausweisung von Neubaugebieten sollte der Schließung innerörtlicher Baulücken durch maßstäbliche Neubauten für Wohnen und Arbeiten Vorrang gegeben werden, sofern keine siedlungsstrukturellen und siedlungsökologischen Bedenken dagegen bestehen.
- Umbau vor Neubau durch grundlegende Innenmodernisierung und fachgerechte Außenrenovierungen älterer Gebäude sowie die Umnutzung funktionsloser Bausubstanz für private und öffentliche Nutzungszwecke.
- Gestaltung des öffentlichen und privaten Wohn- und Arbeitsumfeldes einschließlich der Neubauten nach siedlungssoziologischen und siedlungsökologischen Grundsätzen.
- Integration bestehender und geplanter Neubaugebiete um den alten Ortskern durch ihre Aufwertung zur lebendigen Ortsmitte.

Mit Blick auf einen attraktiven Wohnort hat der Neu- und Umbau von Gebäuden im alten Ortskern nur dann eine reelle Chance in der Konkurrenz mit dem Einfamilienhaus im Neubaugebiet, wenn durch entsprechende bauliche und gestalterische Maßnahmen einschließlich der Möglichkeit zur Mehrfachnutzung eine neue Qualität für das Wohnen im wiederbelebten Ortskern erreicht wird. Gemessen an diesen Zielen sieht der Schwäbische Heimatbund reale Ansätze, die derzeitigen Wohnbauprobleme zu lösen, ohne dabei in wesentliche Konflikte mit dem baulich-kulturellen Erbe und der Umwelt zu geraten. Damit können die Städte und Dörfer im ländlichen Gebiet zum attraktiven Wohnstandort als Alternative zum urbanen Raum entwickelt werden.

Die Flußläufe der Rems und der Murr bildeten jeweils das Rückgrat der früheren Kreise Waiblingen und Backnang, von denen ersterer ganz und der zweite überwiegend in dem 1973 unter Einbeziehung von Teilen des ehemaligen Kreises Schwäbisch Gmünd gebildeten Rems-Murr-Kreis aufgegangen sind. Bis dahin hatte der Kreis Waiblingen einen dreiköpfigen schwarzen Reichsadler in seinem Wappen geführt, das auf diese Weise an die Bedeutung der Pfalz Waiblingen und ihrer Umgebung unter den drei Herrschergeschlechtern der Karolinger, Salier und Staufer erinnern sollte. Das Wappen des früheren Kreises Backnang zeigte dagegen in einem von Silber und Blau gespaltenen Schild vorne den blauen, golden beschlagenen Reichsapfel aus dem Wappen der Stadt Backnang und hinten den goldenen Schenkenbecher der Reichserbschenken von Limpurg. Beide Felder wurden von dem die Landeshoheit symbolisierenden goldenen Schildhaupt mit der schwarzen württembergischen Hirschstange beherrscht.

Außer der Hirschstange wurde keine der früheren Figuren in das 1974 neu gestaltete Wappen des Rems-Murr-Kreises übernommen. Wie die Löwen in den Wappen der Landkreise Göppingen, Ostalbkreis und Ravensburg auf die dortigen Ursprünge der Herrschergeschlechter der Staufer und Welfen hinweisen, so kann auch in der schwarzen Hirschstange im Wappen des Rems-Murr-Kreises ein Denkmal des Hauses Württemberg gesehen werden, das um das Jahr 1070 in diesem Lande durch den Erwerb der Herrschaft Beutelsbach politisch Fuß gefaßt hat. Bekanntlich lag in Beutelsbach im Remstal bis 1321 auch das dann nach Stuttgart übertragene Erbgrabnis dieses Hauses. Vom ersten Kristallisationspunkt Beutelsbach ausgehend vollzog sich der zielstrebige Aufbau eines immer bedeutenderen Territoriums und der Aufstieg seiner Regenten vom Grafen- bis zum Königsrang.

Diese württembergische Wappenfigur wurde im



Heraldische Beschreibung: *In Gold (Gelb) zwischen zwei schräglinken blauen Wellenleisten eine schräglinke schwarze Hirschstange*

Verlauf der Diskussion verschiedener Vorschläge der Archivdirektion Stuttgart schräglinks gestellt, um sie etwas größer und flächenfüllender in den goldenen Schild des neuen Landkreiswappens setzen zu können. In dieser Stellung wird sie oben und unten von je einer blauen Wellenleiste begleitet; dabei handelt es sich um die namenbezogenen, also heraldisch «redenden» Symbole der Flüsse Rems und Murr. Das Innenministerium hat dem Rems-Murr-Kreis am 4. November 1974 das Recht zur Führung dieses Wappens verliehen.

Von der Rinne zum naturnahen Bächlein – Die Umgestaltung des Sulzbachs bei Rielingshausen

Reinhard Wolf

In Fachzeitschriften, Broschüren und Lehrbüchern häufen sich Beiträge über *naturngemäßen Wasserbau* und die *Renaturierung von Fließgewässern*. Beispiele, bei denen frühere Gewässerkorrekturen rückgängig gemacht wurden und die Natur wieder von Sohl-schalgräben und Betonrinnen Besitz ergreifen durfte, sind indessen noch äußerst rar. Meist steht an Bächen, an denen man aus heutiger Sicht unnötige oder unzweckmäßige Verbauungen rückgängig machen will, kein Gelände zur Umgestaltung der Ufersäume zur Verfügung; manchmal fehlt es am Geld. Vor allem aber dürfte es Mangel an praktischer Erfahrung sein, weshalb der eine oder andere in Frage kommende Gewässerabschnitt nicht angegangen wird. Der folgende Bericht über den Sulzbach bei Rielingshausen unweit von Marbach am Neckar rückt deshalb ganz bewußt praktische Gesichtspunkte der Durchführung einer naturnahen Bachumgestaltung in den Vordergrund.

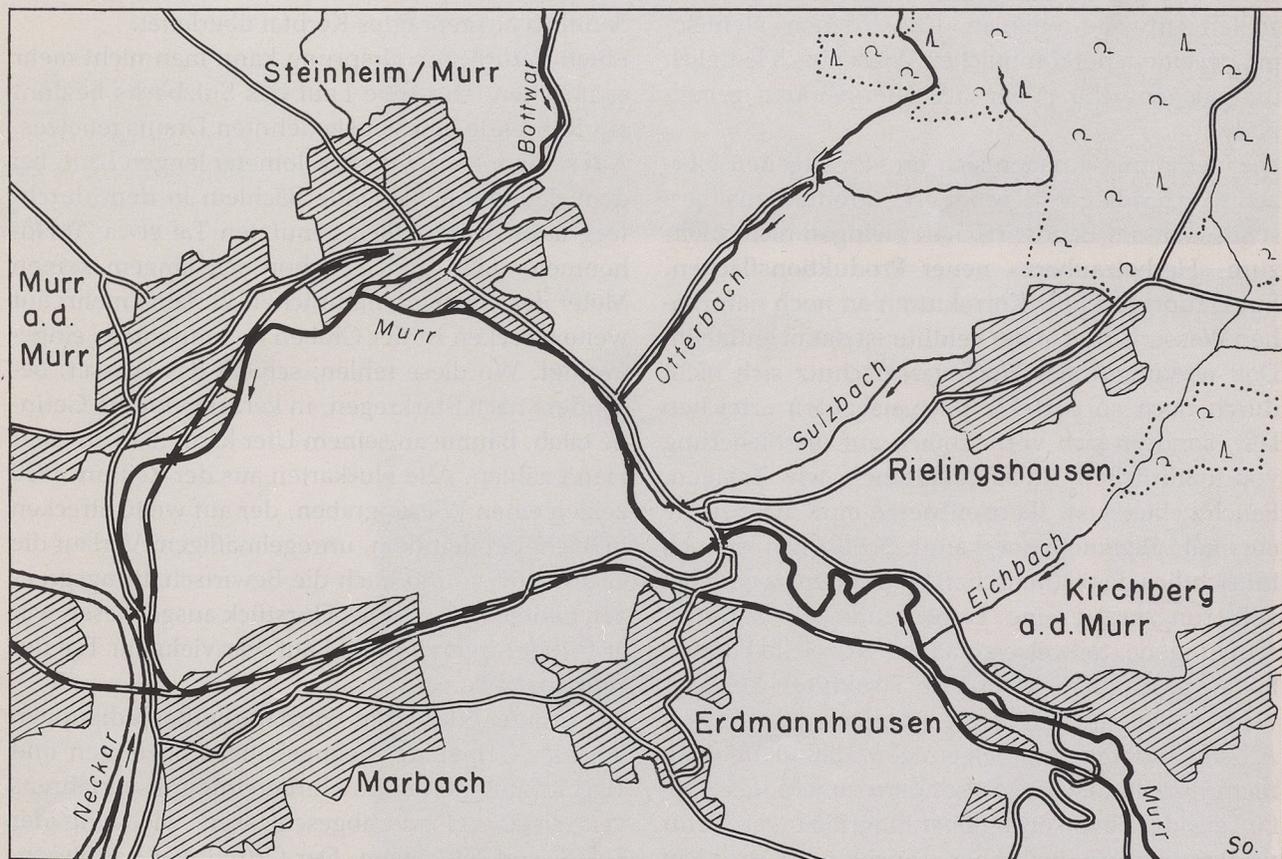
Aber auch aus einem zweiten Grund ist das Beispiel beachtenswert: An Flüssen und wasserreicheren Bächen gibt es oft gewichtige Probleme, die eine naturnahe Umgestaltung nicht zulassen oder verzögern; Wiesenbäche hingegen wie den Sulzbach,

dessen teilweise «Wiedergeburt» im folgenden vorgestellt wird, gibt es zu Hunderten. Das Beispiel soll dazu ermuntern, an den vielen ähnlichen begradigten Wiesengräben und Sohl-schalen-Rinnen mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln ähnliches zu schaffen¹.

«Eingesargte» Bäche: Sohl-schalen und kahle Ufersäume fördern Umdenken

Die Mehrzahl der Bäche unseres Landes ist irgendwann einmal «korrigiert» worden. In manchen Gegenden ist es leichter, einen begradigten Bach zu finden als einen mit natürlichem Verlauf und althergebrachtem Ufergehölz. Vor allem in den letzten vierzig Jahren sind viele Gräben, Bäche und Flüsse in ein Korsett gezwängt worden und nun durch begradigten Verlauf, Sohl-schalen, vermauerte Böschungen und kahle Ufersäume gekennzeichnet. Hauptsächliche Begründungen für die oft sehr teuren Ausbaumaßnahmen waren:

- die Hochwasserfreilegung von Ortschaften, Sportanlagen und Straßen



- die Begradigung von Fließgewässern bei Flurbereinigungen, um «Mißformen» bei der Zuteilung von Grundstücken zu vermeiden, um die maschinelle Bewirtschaftung zu erleichtern und um die Überschwemmungshäufigkeit herabzusetzen
- die Trockenlegung vernäster Tallagen, um den Wiesenumbbruch zu ermöglichen und die Produktion zu steigern
- die Nutzungsmöglichkeit von Gelände in Talauen für unterschiedlichste Zwecke, insbesondere für Straßen, Sportanlagen, Schulen, Kläranlagen und Gewerbegebiete.

So sind landauf, landab aus lebendigen Bächen mehr oder weniger tote «Vorfluter» und traurige Rinnen geworden, die gerade recht sind, Quellwasser, Oberflächen- und Drainagewasser möglichst schnell fortzuschaffen. Woanders hin, wo dann verstärkte Hochwasser oft genug Anlaß gaben, erneut regulierend einzugreifen, vor allem durch den Bau von Rückhaltebecken in den Einzugsgebieten. Im Lauf der Zeit hat man allerdings gemerkt, daß die Ausbauten auch unangenehme Folgen haben, insbesondere finanzieller Art. Regulierte Bäche benötigen oft mehr Unterhaltungsaufwand als naturnahe Gewässer: Ufer und Sohlbefestigungen bedürfen der Unterhaltung und Reparatur, die Böschungen werden oft mehrmals im Jahr gemäht. Laufenden Arbeiten des gemeindeeigenen Bauhofes und finanziellen Aufwendungen an «Kunstabächen» steht somit bei einem herkömmlichen Wiesenbach lediglich die gelegentliche Pflege des Ufergehölzes gegenüber.

Die Verhältnisse haben sich im vergangenen Jahrzehnt grundlegend geändert: Produktionsüberschüsse in der Landwirtschaft zwingen nicht mehr zum «Herbeizaubern» neuer Produktionsflächen. Ein Hauptgrund für Korrekturen an noch naturnahen Wasserläufen in der Feldflur ist damit entfallen. Daß wirkungsvoller Hochwasserschutz sich nicht durch noch so perfekte Bachausbauten erreichen läßt, sondern sich vornehmlich auf die Sicherung von natürlichen Rückhalteräumen wie Talauen, Feuchtgebiete usw. konzentrieren muß, wird heute ebenfalls allgemein anerkannt. Schließlich ist auch hinsichtlich des ästhetischen Empfindens weiter Bevölkerungskreise eine Trendwende sichtbar: Geschwungene, teilweise geradezu verspielte Formen haben geradlinige, normierte Strukturen bei Bauwerken, Wegführungen etc. abgelöst.

All dies hat mit dazu beigetragen, daß heute nicht mehr nur Naturschützer, sondern zunehmend große Teile der Bevölkerung über Eingriffe in die Natur und damit eben auch über manche noch gar nicht

alte Gewässerregulierungen den Kopf schütteln! Heute ist ein erlengesäumtes Bächlein wieder erwünscht oder zumindest geduldet, wo die Anlieger und Spaziergänger noch vor wenigen Jahren die Nase rümpften und keine Einwände gegen die Umgestaltung in eine Betonrinne hatten, ja diese sogar vehement forderten. Von seiten der Wasserwirtschaftsverwaltung laufen landesweit seit einiger Zeit verschiedene Modellvorhaben zur naturnahen Umgestaltung von Fließgewässern².

«Quelle»: Rohrende eines Drainagenetzes – der Lauf des Bachs: eine Betonrinne

Der Sulzbach ist ein kurzer Nebenbach, besser gesagt ein Wassergraben, der Murr bei Rielingshausen, einem Teilort von Marbach am Neckar, Landkreis Ludwigsburg. Sein Name deutet auf morastiges Gelände hin³, vielleicht auch auf frühere Versuche zur Salzgewinnung in der Murraue nahe der Mündung des Sulzbachs⁴. Die Umgebung wird von Oberem Muschelkalk, von Lettenkeuper und Gipskeuper eingenommen. Diesem Untergrund entspricht – ohne hier näher auf die örtlich schwierigen geologisch-tektonischen Verhältnisse eingehen zu wollen – die Oberflächengestalt: Eine weite Quellmulde im Gipskeuper und ein kurzer, jedoch gefällarmer Abschnitt in einer weiten Lettenkeupertalung, der mit deutlichem Gefällknick in ein zwar nicht schroffes, dennoch ausgeprägtes Kerbtal überleitet.

Einen natürlichen Ursprung kann man nicht mehr ausmachen: Der freie Lauf des Sulzbachs beginnt am Rohrende eines ausgedehnten Drainagenetzes. Auf seinem zweieinhalb Kilometer langen Lauf, bei dem das schnellfließende Bächlein in dem durchweg landwirtschaftlich genutzten Tal etwa 70 Höhenmeter fällt, gibt es schon seit langem keinen Meter des einstigen natürlichen Verlaufs mehr; auf weite Strecken ist der Graben in Sohlshalen eingezwängt. Wo diese fehlen, schießt das Wasser, besonders nach Starkregen, in kerzengeradem Gerinne talab. Bäume an seinem Ufer kann man an einer Hand zählen. Alte Flurkarten aus der Zeit um 1830 zeigen einen Wiesengraben, der auf weite Strecken in leicht pendelndem, unregelmäßigem Verlauf die Grundstücks- und auch die Bewirtschaftungsgrenzen bildete. Als eigenes Flurstück ausgewiesen war er früher nirgends, sein Lauf war vielmehr Teil der Privatparzellen.

Anfang der 60er Jahre wurden die Begradigungen von der Gemeinde Rielingshausen begonnen und 1968 im Rahmen eines Flurbereinigungsverfahrens vervollständigt und abgeschlossen, wie Luftbilder aus dieser Zeit zeigen. Der Grund war hauptsäch-



Mit dem Bagger wird ein Schwellenstein gesetzt, um das Gefälle zu vermindern.



Der Sulzbach nach Abschluß der Erdarbeiten: Deutlich sichtbar sind die möglichst unregelmäßig gestalteten Ufer. Aufgenommen im Dezember 1987.



Das «Pflanzen» von Kopfweiden mit dem Bagger: unterschiedlich starke Kopfweidenäste werden etwa eineinhalb Meter in den Boden gedrückt und schlagen im Frühjahr dann aus.

lich die Gewinnung von Wirtschaftsfläche; wahrscheinlich sollte das Tal aber auch «aufgeräumt aussehen». Etwa halbwegs in seinem Lauf quert das Bächlein ein Wiesengebiet mit einigen Quellfassungen, die allerdings wegen zu hoher Düngerbelastung heute nicht mehr voll genutzt werden können. Doch dieses Gelände ist seit vielen Jahren im Eigentum der Gemeinde; und da ging man damals gleich ganz zur Sache: Auf 120 Meter Länge hat man den Bach in ein Rohr gelegt. Warum, das kann einem heute niemand mehr so recht erklären⁵.

Der Sulzbach war nach seiner «Korrektur» weitgehend tot: In der Betonrinne gab es nahezu kein Leben. In den bescheidenen Grasstreifen entlang der Ufer konnten sich nur wenige Uferpflanzen wie die Große Segge (*Carex pendula*) oder das Mädesüß (*Filipendula ulmaria*) halten. Lediglich an zwei benachbarten Quellaustritten waren einige Seggenbestände, vor allem mit der Sumpfsegge (*Carex acutiformis*), zu finden. Auch als Landschaftsbestandteil war das Rinnsal mehr oder weniger bedeutungslos: Spaziergänger nahmen von dem kerzengeraden Graben neben dem Feldweg kaum Notiz, und die Landwirte ärgerten sich höchstens darüber, wenn sie ihn hin und wieder im hohen Gras übersahen und mit ihren Maschinen hängenblieben.

Bagger helfen dem Sulzbach,
zur Natur zurückzufinden

Bis 1986 war dieser Zustand so. Da ließ im Herbst jenes Jahres die Bezirksstelle für Naturschutz Stuttgart im Auftrag der Stadt Marbach auf dem gemeindeeigenen Gelände eine grundlegende Umgestaltung vornehmen: Ein Bagger riß die Sohlshalen heraus, gab dem Bach wieder einen geschwungenen Verlauf und holte ihn auch auf der Verdolungsstrecke ans Tageslicht zurück. Das erhebliche Gefälle – auf 300 Meter Länge etwa zwölf Meter = vier Prozent – wurde mit Schwellen aus schweren Muschelkalkbrocken und an den Ufern, wo nötig, mit Blocksteinwerk abgefangen. Kleine Wasserfälle von maximal 25 Zentimeter Höhe, unter denen sich rasch Gumpen ausbildeten, wechseln ab mit rampenartigen Strecken aus unregelmäßig großen, zusammengehäuften Steinen. Genaue Pläne hatte man bei den Arbeiten nicht. Das klingt überraschend, hat aber seine guten Gründe: Um ein gekünsteltes Bachbett zu vermeiden, stellte man sich ganz auf die angetroffene Situation ein. Wo steiniges Material im Untergrund lag, konnte der Bagger dem Bach ein etwas größeres Gefälle geben; an Stellen mit Lößlehmauflage dagegen wurde das Bett flacher, dafür aber breiter gestaltet.

Auch auf die spärliche Ufervegetation wurde Rücksicht genommen: Wo es möglich war, verschonte man sie, wo nicht, verpflanzte der Bagger löffelweise Mädesüß und Seggen an die neuen Ufer. Einmal am Tag wurde Lagebesprechung abgehalten und der nächste Abschnitt mit Pflöcken ausgesteckt. Der Baggerfahrer – er war der wichtigste Mann bei der ganzen Arbeit! – hatte es manchmal schwer: Von seiner gewohnten präzisen Arbeitsweise sollte er abweichen und ein möglichst «wildes» Bett baggern, so wie es bei einem sich selbst überlassenen Bach eben aussieht. Naturnahe Bäche der Umgebung waren das wichtigste Leitbild bei den Arbeiten: Wie sich Bäche im Lauf der Zeit ihr Bett vor allem bei Hochwasser in stetem Wechselspiel zwischen Bodenabtrag und Anlandung in ruhigeren Zonen selbst ausgestalten, so sollte der Sulzbach auch aussehen! Das hat hervorragend geklappt, auch wenn sich viele Vorbeikommende in den ersten Tagen über die «schlampige Arbeit» wunderten.

Weidenäste, an anderen Bächen der Markung abgesägt von mächtigen Kopfweiden – Silberweiden, *Salix alba* –, wurden mit dem Bagger tief ins Erdreich gedrückt⁶. Die Spaziergänger lachten anfangs, weil die «Pfahlpflanzung» wirklich seltsam aussah. Innerhalb von zehn Arbeitstagen waren die Erdarbeiten an dem rund 300 Meter langen, ersten Abschnitt abgeschlossen.

Im Frühjahr 1987 pflanzten Mitglieder der Albvereins-Ortsgruppe Marbach Eschen, Schwarzerlen, Wasserschneeball und Pfaffenhütchen; bewußt wenig, denn es sollte nur eine «Starthilfe» gegeben werden. Im Mai des Jahres trieben die Weidenäste erste Knospen, und im Hochsommer sahen Uneingeweihte schon nicht mehr, daß hier vor wenigen Monaten ein Bagger tätig gewesen war! Die Weiden zeigten meterlange Ruten, und die anfangs nackten, aber ständig durchfeuchteten Ufersäume bewachsen binnen weniger Wochen. Staunend konnte man verfolgen, wie schnell die Ufervegetation, vorher auf wenige Dezimeter Böschung zusammengedrängt, vom neuen Bachbett Besitz ergriff. 1988 schließlich grünte es am Sulzbach schon so, daß selbst anfängliche Gegner des Vorhabens ihre Spaziergänge dorthin machten, um den Bach «im neuen Kleid» zu fotografieren.

In der Tat war es auch erstaunlich, was bereits im zweiten Sommer – ohne daß davon etwas eingebracht worden wäre – am Bach alles zu finden war: Der Bachehrenpreis (Bachbunge, *Veronica beccabunga*), die Wasserminze (*Mentha aquatica*), der Baldrian (*Valeriana officinalis*), der Blutweiderich (*Lysithrum salicaria*), der Pfennig-Gilbweiderich (*Lysima-*

Eine Reihe wichtiger Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Umgestaltung des Sulzbachs, bei der selbstverständlich schon auf anderen Beispielen aufgebaut worden ist, soll schlaglichtartig zusammengefaßt werden.

- Es muß ein genügend breiter Geländestreifen für die Umgestaltung zur Verfügung stehen; reicht der Platz nur für geringfügige Böschungsveränderungen und «Kompromißpflanzungen», an denen nach wenigen Jahren jeder Traktor streift, ist aus landschaftlicher wie aus ökologischer Sicht eher ein Ärgernis als ein Fortschritt geschaffen worden. Wasserläufen in der Feldflur sollte, um eine ungestörte, entwicklungsfähige Saumzone entlang der Ufer schaffen zu können, ein sechs bis acht Meter, besser zehn Meter breiter Geländestreifen zur Verfügung stehen. Am Sulzbach konnte aufgrund des städtischen Besitzes zwischen acht und zehn Meter Gelände bereitgestellt werden.
- Leitbild für Umgestaltungen sollten naturnahe Bäche der näheren Umgebung sein. Im Muschelkalk haben Bäche ein anderes Aussehen als im Grundgebirge, im Keuper oder in eiszeitlich überformten Landesteilen. Gefällverhältnisse, Längsprofil – Schwellen, Wasserfälle, Gumpen etc. –, die Vielfalt der Profile, Ufergestaltung, Ufergehölze und manche weitere Details sollte man der Natur «abspicken». Lehrbuchwissen versagt bei naturnahem Arbeiten!
- Alte Flurkarten, Bilder aus früheren Zeiten und eventuell Luftbilder aus Archiven sollten zu Rate gezogen werden, um das frühere Aussehen eines Baches rekonstruieren und als Leitbild der Umgestaltungsmaßnahmen nehmen zu können. Auch ältere Einheimische können einem manchmal weiterhelfen.
- Naturnahe Bachumgestaltungen kann man nicht mit dem 0,1-mm-Tuschestift planen: Ausführungen nach präzisiertem Plan – für die es auch Beispiele gibt – sehen in der Regel gekünstelt aus! Dem Bauleiter kommt eine verantwortungsvolle Aufgabe zu: Er muß viel Erfahrung haben, Bäche in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit kennen und den Baggerführer entsprechend anleiten.
- Die wesentliche Umgestaltung eines Gewässers bedarf der wasserrechtlichen Planfeststellung oder Genehmigung nach § 31, 1 Wasserhaushaltsgesetz durch die Wasserbehörde im Landratsamt. Wichtig dabei ist, sich über die Prinzipien der Umgestaltung – Breite des zur Verfü-



Der Sulzbach bei der Pumpstation vor der Umgestaltung zum naturnahen Bach: Für Ufervegetation war kaum Platz vorhanden. Die Fichten um die Pumpstation im Bildhintergrund passen nicht in das Tal und sollen in einigen Jahren durch Eschen und Erlen ersetzt werden.

chia nummularia) und der Igelkolben (*Sparganium erectum*). Dies sind zwar nicht gerade Raritäten, aber immerhin Pflanzenarten, die vor der Umgestaltung nicht vorhanden waren. Da die Pächter der angrenzenden Wiesen seit der Baumaßnahme mit der Bewirtschaftung Abstand vom Bach halten, konnten sich in den Ufersäumen blühende Randstreifen mit einer Vielzahl von relativ gewöhnlichen, aber hier doch auffallenden Wiesenblumen und Süßgräsern, an verschiedenen Stellen auch Riedgrasgewächsen, einstellen.

gung stehenden Streifens, Gefälle, Tiefe gegen das umgebende Gelände, Bepflanzung etc. – zu einigen, diese als generellen Entwurf zu Papier zu bringen⁷ und dem Landratsamt zur Genehmigung vorzulegen. Die Detailausformung sollte dann einem erfahrenen Bauleiter überlassen bleiben.

- Auftraggeber, Bauleiter und Baggerführer sollten vor Baubeginn gemeinsam an einem «Naturbach» entlanglaufen und sich vorbildliche Bachabschnitte genau ansehen. Insbesondere ist dabei auf das Aussehen der Linienführung und der Böschungen zu achten: An einem naturnahen Bach sind die Ufer unregelmäßig. Ein Norm-Böschungsprofil, wie es bei Straßenböschungen und im Ingenieurbau leider allgemein üblich ist, gibt es in der Natur nicht!
- Wer meint, mit dem Bagger müsse das Bachbett fertig ausgestaltet werden, der liegt falsch. Die Natur hat ihre eigenen Gesetze. Auch bei noch so guter wasserbaulicher Vorausberechnung sucht sich das Wasser mit der Zeit seine eigenen Wege. Gerne ist man geneigt, aus einem kerzengeraden Gerinne einen geschwungenen Verlauf, in Ausnahmefällen sogar eine Mäanderstrecke zu baggern. Doch hierbei ist Vorsicht in zweierlei Hinsicht geboten: Zum einen muß man sich darauf einstellen, daß sich ein nicht unerheblicher Massenüberschuß ergibt, der abgefahren werden muß; zum anderen leidet der «neue Bach» leicht an «geschwungener Gleichförmigkeit». An einem naturnahen Bach gleicht kein Bogen dem anderen! Am besten ist es daher, das Gewässerbett nur grob auszuformen und dem Wasser die Möglichkeit zu geben, sich seinen Lauf im Detail selbst zu gestalten.

Nicht «ökobasteln», sondern der Natur vertrauen

- War es oft das Prinzip früherer «Korrekturen», 150prozentige Bachverbauungen zu schaffen, so muß bei einer naturnahen Umgestaltung in Kauf genommen werden, daß vor allem in den ersten Jahren Abschwemmungen, Uferunterspülungen und Uferanrisse, eventuell nicht vorhergesehene Sohleeintiefungen vorkommen und vielleicht auch einmal eine gefällmindernde Schwelle durchreißt und nachgebessert werden muß. Diese nachträglichen Arbeiten müssen finanziell abgesichert sein!
- Eigentlich selbstverständlich, aber doch erwähnenswert: Nur heimische Steine – am besten aus dem nächstgelegenen Steinbruch – für die Abstürze verwenden und nur Baum- und Strauchar-

ten, die im selben Landschaftsraum von Natur aus vorkommen! Auch hierbei sind wieder naturnahe Bäche der Umgebung das Leitbild.

- Der Baustellencharakter eines frisch umgestalteten Baches schockt viele Leute und verleitet den Bauleiter gerne zu übermäßiger Bepflanzung, Böschungseinsaat usw. Dennoch gilt: Keine Tiere und keine Wasserpflanzen einbringen; das Gewässer besiedelt sich schnell von selbst und zwar mit Arten, die auch wirklich hingehören. Mit Bepflanzungen sparsam sein! Nur Initialpflanzungen schaffen, alles weitere kommt im Lauf der Jahre von allein. Oberstes Prinzip: Die Voraussetzungen für eine Besiedlung des neuen Baches mit Tieren und Pflanzen schaffen, ja nicht «ökobasteln», also grundsätzlich keine Böschungseinsaat, Blumenwiesenmischung o. ä. Sehr bewährt hat sich, mit dem Bagger löffelweise Ufervegetation am alten Ufer zu entnehmen, kurz zwischenzulagern und am neuen Ufer wieder einzubauen.
- Wo Kopfweiden zum Landschaftsbild gehören, sollte man wieder solche «pflanzen». Mit der Motorsäge von vorhandenen, älteren Bäumen etwa vier Meter lange Aststücke zwischen acht und zwanzig Zentimeter Durchmesser heruntersägen – Vorsicht, eine nicht ungefährliche Arbeit! –, anspitzen und mit der Baggerschaufel mindestens einen Meter in den Boden drücken. Vorsicht, Helfer müssen auf jeden Fall Helm und Sicherheitskleidung tragen! Zwei Drittel der Stämme wachsen erfahrungsgemäß an. Mit dickeren Ästen hat man mehr Erfolg als mit zu dünnen; offenbar überstehen dicke die erste Frost- oder Trockenperiode vor dem Anwurzeln aus dem eigenen Saft. Eine Kuriosität: Entgegen der ehemaligen Wuchsrichtung eingerammte Weidenäste wachsen genauso gut an! Die Weiden werden in den ersten Jahren nicht geschnitten. Erst im vierten oder fünften Jahr sollte man die unteren Triebe am Stamm wegnehmen; erster radikaler «Kopfschnitt» etwa mit zwölf Jahren⁸.
- Eine Betreuung des «neuen» Baches, zumindest für einige Jahre, muß sein. Hierfür können Bachpatenschaften⁹ an Naturschutzverbände vergeben werden. Doch auch die Gehölzpflege in den ersten Jahren – Ausmähen, Stützpfähle, etc. –, der erste Kopfweidenschnitt, die Instandsetzung eventuell durchgerissener Schwellen etc. braucht die Anleitung eines erfahrenen Mannes.

Der umgestaltete Sulzbach bietet Kindern viele Möglichkeiten zum Spielen, aber auch für naturkundliche Untersuchungen.



Stadt Marbach erwirbt weiteren Uferstreifen – Ziel: der gesamte Bachlauf im naturnahen Bett

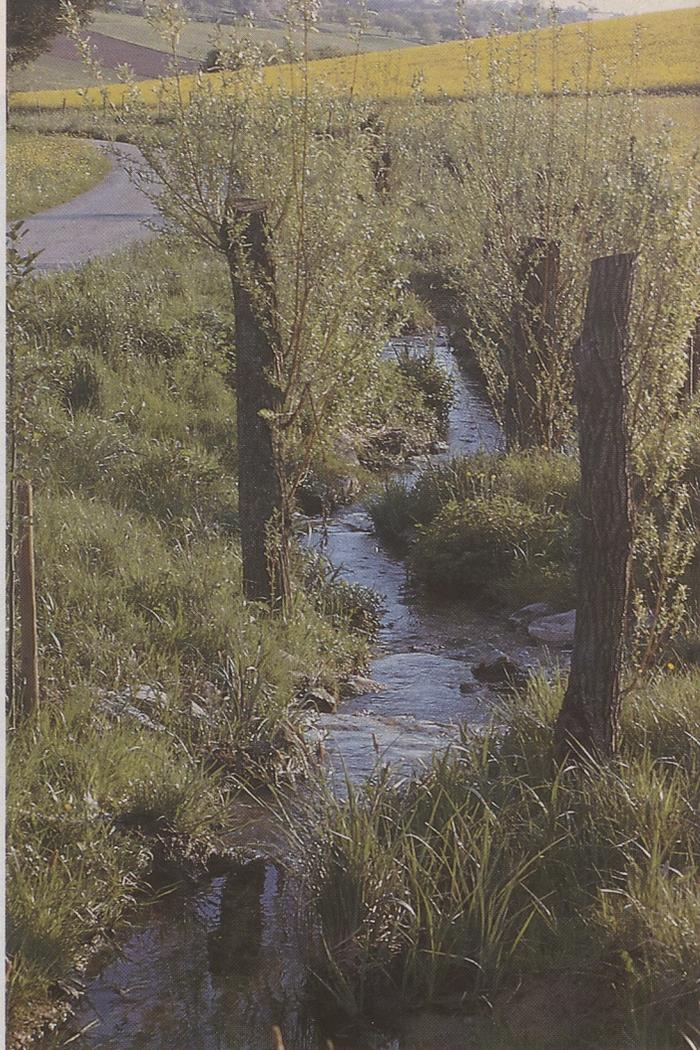
Im Herbst 1988 erzielte die Stadtverwaltung Marbach einen Erfolg bei den Grundstücksverhandlungen. Auf 180 Meter Länge oberhalb des ersten Bauabschnittes konnte ein fünf Meter breiter Uferstreifen erworben werden. Und so nahm im Dezember 1988 der Bagger dort seine Arbeit wieder auf, wo er zwei Jahre zuvor aufhören mußte. Weiterer Grunderwerb ist beabsichtigt, und vielleicht gelingt es innerhalb einiger Jahre, dem Bächlein auf seinem gesamten Lauf wieder ein naturnahes Bett zu geben. Doch bis dahin dürfte noch einiges Wasser den alten und den neuen Sulzbach hinunterlaufen!

Das gut gelungene Beispiel der Sulzbach-Umgestaltung hat Schule gemacht: Weitere Bachabschnitte sollen folgen, und die Verwaltung ist derzeit auch an anderen Bächen des Stadtgebietes mit Grundeigentümern in Verhandlung wegen des Erwerbs oder der langfristigen Pacht mehrerer Meter breiter Ufersäume. Die Marbacher Stadtverwaltung hat sich dabei hohe Ziele gesetzt: *Angestrebt wird, daß alle Gewässer, denen irgendwann einmal vom Menschen aus vorwiegend ökonomischen Gründen Gewalt angetan wurde, wieder in einen natürlichen Zustand zurückversetzt werden*¹⁰. Andere Gemeinden der Umgebung beabsichtigen ähnliches; verunstaltete Bäche, bei denen es sich lohnt, gestaltend einzugreifen, gibt es genug! Anerkennung für das Vorhaben gab es übrigens vom Landkreis Ludwigsburg: Die Ortsgruppe Marbach des Schwäbischen Albvereins erhielt für ihre Betreuung und Pflege am Sulzbach einen Umweltpreis.

Bleibt abschließend nur noch eine Anmerkung: Der hin und wieder zu hörende Vorwurf, bei derartigen Naturschutzmaßnahmen würden Steuergelder «in den Bach geworfen», geht an die falsche Adresse: Viele Bachregulierungen früherer Jahre kosteten ein Mehrfaches der jetzigen «Renaturierungen» sowie in der Regel zusätzliche jährliche Folgeaufwendungen. Die Umgestaltungsarbeiten am Sulzbach – Erdarbeiten, Beifuhr und Einbau von Steinen und Pflanzmaterial – haben alles in allem pro hundert Meter knapp 7000 DM gekostet. Ein Erfahrungssatz, den man wohl auf andere Bäche dieser Größenordnung durchaus übertragen kann.

Anmerkungen

- 1 Herrn Ltd. Baudirektor i. R. Fritz Bürkle danke ich für die Durchsicht des Manuskripts und eine ganze Reihe von Anregungen.
- 2 Die Förderrichtlinien der Wasserwirtschaft zur «ökologischen Verbesserung nicht naturgemäß ausgebauter Gewässer» sind



neu gefaßt worden (FrWw vom 20. Februar 1989, Nr. 7). Danach wurden die Fördersätze des Landes für derartige Fälle einheitlich auf 50 Prozent, bei Gemeinden im ländlichen Raum auf 70 Prozent angehoben. Inbegriffen sind nun auch die Kosten für den Erwerb von Schutzstreifen entlang jener Gewässer. Langjähriges Drängen des Landesnaturschutzverbandes, dem der Schwäbische Heimatbund angehört, führte endlich zu diesem beachtlichen Ergebnis. Die neuen Beihilferichtlinien dürften so zu einer bemerkenswerten Zunahme ökologisch ausgerichteter Gewässerumgestaltungen führen. Allerdings wäre noch zu wünschen, daß zweckgebundener Grunderwerb bereits vor Ausführung eines dementsprechenden Vorhabens bezuschußt werden könnte.

- 3 Nach W. Keinath: Orts- und Flurnamen in Württemberg; Stuttgart 1951.
- 4 Nach W. Carlé: Die Salinenversuche im Herzogtum Württemberg; Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte I/1964, S. 163f.
- 5 Wahrscheinlich sollte das Quellgebiet durch eine Rohrleitung vor schädlichen Einsickerungen vom angrenzenden Feldweg her geschützt werden; sicher war jedoch auch die bequeme Zufahrt zu den Wiesen ein Argument.
- 6 Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Weiden mindestens einen Meter tief eingerammt werden sollten. Nur so läßt sich der notwendige feste Halt während der Zeit des Anwurzeln erreichen.
- 7 Z. B. Längsschnitt und Querprofil des seitherigen Zustandes sowie geplante Linienführung, Gefällsverhältnisse und einige charakteristische Querprofile.
- 8 Kopfweiden entstehen nur bei alle paar Jahre erfolgreichem Schnitt.
- 9 Broschüre «Bachpatenschaften» des Ministeriums für Umwelt Baden-Württemberg, Ausgabe 1988.
- 10 Marbacher Zeitung, 11. Februar 1989.

Vor nunmehr 125 Jahren hielt ein Riese aus der Neuen Welt Einzug in den württembergischen Forst. Er hatte drei Namen: Sequoia gigantea, Wellingtonia oder Mammutbaum. Als dem württembergischen König Wilhelm I. um 1850 die Berichte eines englischen Forschers und Sammlers über die Baumriesen an der Küste des Stillen Ozeans und an den Hängen der Sierra Nevada zu Ohren kamen, beschloß er, sie gleichfalls im Königreich Württemberg zu beheimaten. Die Bestellung der königlichen Bau- und Gartendirektion fiel mit einem Lot Samen, das sind knapp zwanzig Gramm, recht bescheiden aus. Die Amerikaner erwiesen sich jedoch als großzügig und schickten ein ganzes Pfund auf den langen Seeweg nach Europa. Dieser Samen wurde im Jahr 1865 im Kalthaus der Stuttgarter Wilhelma ausgesät. Im März des folgenden Jahres erhielt die Forstdirektion die einjährigen Sämlinge. Sie bestimmte danach per Erlaß die Abgabe der Sämlinge *an solche Revierförster, von denen erwartet werden darf, daß sie sich für die Anzucht der neuen Holzart interessieren und den zur Zeit noch ziemlich kostspieligen Pflanzen die erforderliche Pflege und Sorgfalt angedeihen lassen werden.*

Damit wurde natürlich besonders auf den Preis angespielt, der mit 90 Dollar pro Pfund ziemlich hoch lag. Erfahrungen mit der Aufzucht des kalifornischen Nadelbaumes waren in Europa zuvor noch nicht gemacht worden. Bei der Verteilung der Sämlinge wußte daher niemand, in welchem Klima oder auf welchem Boden die Sequoia am besten gedeihen mochte. Ihr, der Exotin, ging die Legende voraus, ein wahres Baumungeheuer zu sein, und als Ungeheuer bezeichnet sie auch noch ein forstwissenschaftliches Standardwerk aus dem Jahr 1939. Die Legende wollte damals von Sequoien wissen, die weit über hundert Meter hoch und mehrere tausend Jahre alt wären. Vielleicht wünschte man im alten Europa, im Alten Württemberg zumal, nur ein wenig teilzuhaben am Gigantismus der Neuen Welt, in der alles so viel größer, bedeutsamer und gelungener erschien. Warum soll eine solche Legende nicht auch den fortschrittsgläubigen König Wilhelm beeindruckt und zu einem württembergischen Sequoien-Experiment bewogen haben? Indessen, die Legende stimmte mit der Wirklichkeit überein. In den Vereinigten Staaten hat man tatsächlich Mammutbäume von etwa sechs Metern Durchmesser gefunden, die dreitausend Jahre alt waren; mit 110 Metern wurde um 1940 der höchste Sequoia-Stamm gemessen.

1955 werden 156 Mammutbäume in Württemberg gezählt

Ein großer Teil der aus dem königlichen Saatgut hervorgegangenen Sämlinge von 1866 blieb in Stuttgart, wo sie zum Preis von 3 Gulden und 36 Kreuzer per Dutzend verkauft wurden. Ein Angebot, von dem viele Privatgartenbesitzer in und um Stuttgart Gebrauch machten. Auf Wunsch des Königs wurde im Rosensteinpark ein Sequoia-Wäldchen angelegt,



ein weiteres entlang der heutigen neuen Weinsteige. Jene Mammutbäume, die einige Jahre lang die Wilhelma zierten, fielen allesamt dem harten Winter des Jahres 1879/80 zum Opfer. Ganz offensichtlich sollte die Sequoia gigantea in herrschaftlichen Parkanlagen und Gärten ihre exotische Pracht entfalten, um der königlichen Würde angemessen Ausdruck zu verleihen. Wer weiß, vielleicht sollte der Riese gar die einheimischen Bäume überragen, wie der König meinte, seine Untertanen zu überragen. Was von den immerhin 6000–8000 Sämlingen nicht in Stuttgart Grund und Boden fand, wurde auf 25 den württembergischen Staatswald beaufsichtigende und schützende Forstdirektionen verteilt.

Von diesen Tausenden von Sequoien, die im Staatswald gepflanzt wurden, standen laut einer Erhebung der Forstdirektionen Stuttgart und Tübingen im Jahr 1955 nur noch 156 Bäume. Grund für das teilweise Aussterben der Sequoia war die große Anfälligkeit vor allem der jungen Pflänzchen für Pilzkrankheiten. Ebenso stellte sich im Lauf der Zeit heraus, daß sie auf Kalkboden schlecht gedeiht. Außergewöhnlich harte Winter taten ein übriges. In den ersten hundert Jahren ihrer Lebenszeit sind die übriggebliebenen Wellingtonien jedoch zu wahrhaft riesiger Größe aufgeschossen. An den besten Standorten, bei Heimerdingen, Lorch, Welzheim und Hirsau, wurden damals Mammutbäume von fast 50 Metern Höhe und einem Durchmesser von über zwei Metern gemessen.

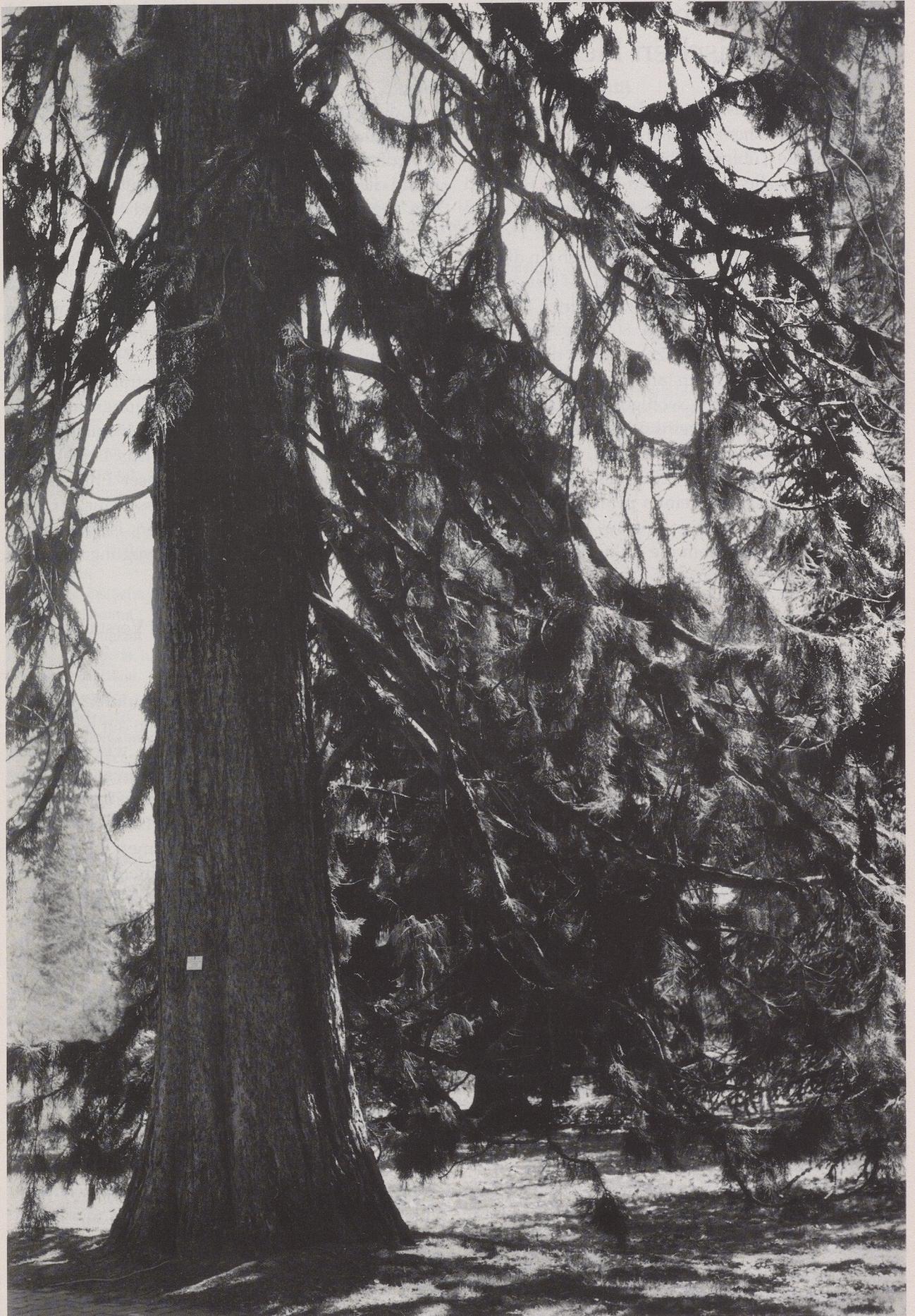
Von den heute 125jährigen Sequoien, die gerade ein Zwanzigstel ihres möglichen Alters erreicht haben, sollten sie nicht vorzeitig am sauren Regen oder schwefelhaltiger Luft zugrunde gehen, stehen vier im Schönbuch, Gemarkung Eichthal, in der Nähe von Neuenhaus, acht überragen in der Gemarkung Tannwald bei Welzheim deutsche Eichen und Linden. Andere dieser kalifornischen Exoten finden sich auf dem Schurwald bei Hohengehren und in der Nähe von Metzingen. Jeder Revierförster gibt über den genauen Standort seiner Schützlinge gerne Auskunft. Manche Standorte sind für Besucher ausgeschildert.

Der botanische Name Sequoia gigantea setzt sich für den Mammutbaum durch

Bezeichnenderweise entbrannte um die Sequoia gigantea, kaum daß sie in Europa zum ersten Mal Wurzeln geschlagen hatte, ein heftiger Streit. Gleichsam auf ihren Ästen wurde der viel ältere Streit des alten Europa mit den nunmehr unabhängigen vormaligen Kolonien von neuem ausgetragen. Im Jahr 1853 taufte sie jener englische Forscher, durch den auch König Wilhelm I. Kunde von der Sequoia erhalten hatte, auf den Namen Wellingtonia. Das sollte ihr in Europa bekanntester und dauerhaftester Name bleiben. Der englische Forscher dachte bei dieser Namensgebung an keinen Geringeren als seinen Landsmann Lord Wellington, den militärisch erfolgreichen Gegner Napoleons bei Waterloo. *So hoch wie Wellington seine Zeitgenossen überragt, so der Verehrer des Feldherrn, überragt dieser kalifornische Baum die ihn umgebenden Wälder.* Die Amerikaner hielten eine derartige Umbenennung des uramerikanischen Baums für eine Beleidigung. Voller Pathos konterten sie und taufte ihrerseits den Baum auf amerikanisch. *Er soll genannt werden, jetzt und für immer: Washingtonianum.* In der wissenschaftlichen Terminologie hat sich jedoch weder die amerikanische noch die europäische Variante durchgesetzt, dort heißt der Riese aus der Neuen Welt Sequoia gigantea oder mit einem Gattungsbegriff – Sequoiadendron giganteum –, benannt nach einem Häuptling der Irokesen namens Sequoyah.

Dieser Mammutbaum erhebt sich im Botanischen Garten der Universität Stuttgart-Hohenheim. ▶

Auf der vorhergehenden Seite: Riesenbaum im Stuttgarter Rosensteinpark.



Über die Zukunft des Schwäbischen Heimatbundes*

Manfred Bulling

Daß in der Welt etwas entsteht, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat. Das hat sich der große Tübinger Philosoph Ernst Bloch gewünscht. Wir alle teilen diesen Wunsch, wir sind sogar bereit, etwas dafür zu tun, denn wir sind Mitglieder im Schwäbischen Heimatbund. Heimat ist uns ein besonders wichtiges Anliegen. In diesem Jahr nun können wir auf das 80jährige Gründungsjubiläum des Heimatbundes bzw. seiner Vorgängerorganisation zurückblicken. 80 Jahre also, in denen Menschen sich eingesetzt haben für das, was sie jeweils unter Heimat verstanden. Unser Jubiläum ist uns aber kein Anlaß, wohlgefällig auf eine fleißige und erfolgreiche Vereinstätigkeit zurückzublicken. Vielmehr wollen wir versuchen, in einem Blick zurück die Anfänge unseres Bundes und seine Ziele zu erhellen, wir wollen einen prüfenden Blick auf die gegenwärtige Situation unseres Vereins wagen und wir wollen vor allem die Zukunft des Heimatbundes ins Auge fassen.

1909: Württembergischer Bund für Heimatschutz

Daß die Menschheit auf dem besten Wege ist, über dem Jagen nach materiellen Vorteilen die Schönheit der Welt zu zerstören, dem irdischen Dasein jeden edlen Reiz zu rauben, ja unserem gesamten höheren Geistesleben die Wurzel abzugraben, dies beklagte um die Wende zum 20. Jahrhundert Ernst Rudorff, Professor an der königlichen Hochschule für Musik in Charlottenburg. Rudorff, wir können 1990 seinen 150. Geburtstag begehen, ließ es nicht beim Klagen. Mit einem Artikel, den er *Heimatschutz* nannte und der weiteste Verbreitung fand, wurde ein neuer Begriff geprägt, ein Begriff, der – man kann es nicht anders sagen – sofort einschlug. Die Anregung Rudorffs, einen Bund zu gründen, der sich den Heimatschutz zum Ziel steckt, wurde auf breiter Basis aufgegriffen: 1904 wurde in Dresden der Deutsche Bund für Heimatschutz gegründet. Nach und nach wurden ergänzend zum reichsweiten Bund verschiedene Landesvereine gegründet, 1909 unser Württembergischer Bund für Heimatschutz.

Lassen Sie mich kurz auf die damalige Zeit eingehen, damit wir verstehen können, welche Motive die Begründer der Heimatschutzbewegung hatten.

* Ansprache des Vorsitzenden des Heimatbundes bei der 80-Jahr-Feier am 1. Dezember 1989 im Silchersaal der Stuttgarter Liederhalle.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich im Deutschen Reich, in seinen Ländern im unterschiedlichen Maße, aber doch fast überall bestimmend die industrielle Produktion mit all ihren Folgen gegenüber Landwirtschaft und Handwerk als wichtigster Wirtschaftsfaktor durchgesetzt. Die Bevölkerung war rasch angewachsen, neue Wohnbauten und Fabriken begannen das Bild der Städte zu bestimmen. Die materiellen Folgeerscheinungen der industriellen Massenproduktion waren in Stadt und Land nicht mehr zu übersehen. Eisenbahnbauten, Gaswerke und Elektrizitätszentralen, Werbetafeln, Stromleitungen und Mietwohnungsbauten beeinträchtigten das über lange Zeiten nur langsam veränderte Gesicht des Landes. Das Unbehagen, das Ernst Rudorff angesichts dieser Entwicklung verspürte, scheint vielen Zeitgenossen aus der Seele gesprochen zu haben, denn anders ist das rasche Anwachsen der Heimatschutzbewegung kaum zu verstehen.

Kompromiß zwischen Gemüt und Verstand,
zwischen Herz und Geldbeutel

Auch Württemberg, bis zur Jahrhundertmitte als Bauern-Königreich bekannt, hatte in der wirtschaftlichen Entwicklung aufgeholt. So wurde in der Gründungsversammlung vor 80 Jahren auch ganz bewußt die *täglich fortschreitende und noch einer großen Zukunft fähige Industrialisierung des Landes* als Hauptaufgabenfeld genannt. Ebenso bemerkenswert wie zukunftsweisend ist unseres Erachtens, daß es den Gründern nicht darum ging, die Industriegesellschaft zu bekämpfen, sondern sie zu beeinflussen. Heimatliebe, so hieß es damals, sei zwar ein wichtiger Faktor des Heimatschutzes, aber nur in Ergänzung zu sehen mit *künstlerischen, technischen und volkswirtschaftlichen Faktoren*. Folgerichtig sollten also *Künstler, Techniker und Nationalökonom* zusammenwirken, um jeweils einen Kompromiß zustande zu bringen zwischen *Gemüt und Verstand, zwischen Herz und Geldbeutel*.

Auf die Anfangszeit unseres Heimatbundes will ich nicht aus Gründen der Nostalgie in dieser Breite eingehen, sondern weil die Intentionen unserer Vorgänger noch heute bemerkenswert modern erscheinen. Unsere Lebenswelt hat sich gewandelt, damit auch die Aufgabe des Heimatbundes, aber mancher Gedanke ist auch für uns am Ausgang des 20. Jahrhunderts noch eine Überlegung wert.

Die Organisation des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern

a) Württemberg

Von den 47 Ortsgruppen ist Stuttgart die größte mit 458 Mitgliedern. Hier ist ein besonderes Ortskomitee, bestehend aus etwa 30 Herren, gebildet worden.

Weitere Ortsgruppen sind vorhanden in:

Alten	22 Mitglieder, Vertrauensmann	Oberbürgermeister Schwarz
Besigheim	13 " "	Oberpräzeptor Dr. Frits
Biberach	36 " "	F. Hetsch, i. Fa. Dorn'sche Buchhdl.
Böblingen	19 " "	Stadtbaumeister Eberle
Cannstatt	52 " "	Hofbuchhandlung Reizel
Calmbach	14 " "	Pfarrer Löbcher
Calw	44 " "	Rechtsanwalt Rheinwald, Geschäftsstelle: A. Georgii, Buchhandlung
Eßlingen	64 " "	Richard Bechtle, Eßlinger Zeitung
Fellbach	12 " "	Pfarrer Kraus
Feuerbach	21 " "	A. Renngott
Geislingen	36 " "	
Gmünd	41 " "	
Göppingen	46 " "	Med.-Rat Dr. Engelhorn
Groß-Eislingen	17 " "	Schultheiß Vogel
Hall	60 " "	Fabrikant Lindenberger
Heidenheim	93 " "	Buchhändler Rees
Heilbronn	14 " "	Hofrat P. Bruckmann
Hohenheim	16 " "	
Kirchheim u. T.	28 " "	Stadtschultheiß Marx
Künzelsau	27 " "	Oberamtmann Göss
Leonberg	40 " "	Untmann Dr. Klump
Liebenzell	13 " "	Architekt D. Braun
Ludwigsburg	18 " "	
Maulbronn	40 " "	
Murrhardt	18 " "	Prof. S. v. Zügel
Mergelstetten	16 " "	Schultheiß Maier
Möhringen a. F.	9 " "	Pfarrer Barth
Nagold	13 " "	Seminaroberlehrer Bach
Neuenbürg	25 " "	Freih. v. Gaisberg-Helfenberg
Ravensburg	84 " "	Amtsrichter Dr. Rauch
Reutlingen	85 " "	Untmann Nägele
Rottweil	68 " "	Stadtbaumeister Wäschle
Salach	10 " "	Schultheiß Kaiser
Schorndorf	56 " "	B.-M.: Stadtbaumeister Ziegler, Geschäftsstelle Buchhdl. R. Bacher
Schöntal	12 Mitglieder, Vertrauensmann	Apotheker d'Alleur
Tübingen	73 " "	Landgerichtsrat Lust
Ulm	87 " "	Stadtbaurat Romann
Waiblingen	14 " "	Apotheker E. Schäfer
Weingarten	10 " "	Stadtschultheiß Reich
Wasseralfingen	22 " "	Ratschreiber Sauter
Waldbuch	10 " "	
Zuffenhausen	19 " "	Ratschreiber Schleicher

b) Hohenzollern

Gammertingen	10 Mitglieder, Vertrauensmann	} Oberamtmann v. Schulz-Hausmann in Haigerloch
Hechingen	23 " "	
Haigerloch	33 " "	} Hofkammerassessor Ueberle in Sigmaringen.
Sigmaringen	24 " "	

Bemerkenswert erscheint mir vor allem: Heimat erscheint nicht als Frage eines Gefühls. Heimatliebe gehört wohl mit zur Beschäftigung mit Heimat, aber eben nur als ein Teil unter mehreren. Zum zweiten: Heimat ist auch in der industriellen Massengesellschaft möglich und notwendig. Nicht das Rufen nach der vermeintlich guten alten Zeit gewährt das Heimatrecht, sondern das zähe Ringen um Kompromisse. Und zum dritten: nicht mit plakativen Forderungen allein kann Heimat geschützt werden, sondern durch Kompetenz, durch Engagement sachkundiger Bürgerinnen und Bürger. Dies sind Grundsätze, die es lohnen, festgehalten zu werden. Ich will nun nicht das weitere Schicksal des Württembergischen Bundes für Heimatschutz in seiner Chronologie darstellen; dies wurde anlässlich des 75jährigen Jubiläums schon auf hervorragende Weise getan und ist in unserer Zeitschrift nachzulesen. Vielmehr möchte ich den Blick auf die gegenwärtige Situation unseres Heimatbundes richten und seine Struktur und seine Tätigkeit kritisch betrachten.

Überalterung der Mitgliederstruktur legt nahe:
vor allem junge Mitstreiter gewinnen

Rund 6300 Mitglieder haben wir im Vereinsgebiet, das die alten Länder Württemberg und Hohenzollern umfaßt. Das ist eine erhebliche Zahl. Aber wenn man weiß, daß es in der Nachkriegszeit auch schon einmal über 8000 waren, müssen wir beginnen nachzudenken. Diese Zahl muß noch ergänzt werden durch den Blick auf die Altersstruktur, und die besagt: 60 Prozent unserer Mitglieder sind über 60 Jahre alt, unter 40 Jahren sind es zusammen knapp 7 Prozent. Das kann uns einerseits mit Freude erfüllen, denn es ist uns gelungen, Mitglieder über lange Jahre hin beim Verein zu halten. Viele sind mit und im Verein älter geworden, erinnern sich beispielsweise noch an die ersten Lehrfahrten kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, als es noch auf offenen Lastwagen hinaus zu den Natur- und Kulturdenkmälern des Landes ging. Für diese Verbundenheit, für diese Treue möchte ich an dieser Stelle Dank sagen, gerade auch, weil heute besonders viele ältere Mitglieder unter uns sind.

An meinen Dank möchte ich den Wunsch anschließen, daß wir es schaffen, zu unserem treuen Mitgliederstamm neue und junge Mitglieder hinzuzugewinnen. Denn es ist abzusehen, daß andernfalls unsere Mitgliederzahl, wie in der jüngeren Vergangenheit geschehen, nicht nur stagniert, sondern sogar abnimmt. Wir brauchen neue Mitglieder nicht nur, um unseren Bestand zu stabilisieren, um die

Statistik zu verschönern, sondern wir haben uns auch mannigfaltige Aufgaben gesetzt, und an die Erfüllung dieser Aufgaben wollen wir künftig verstärkt herangehen. Diese neuen und jungen, engagierten und kritischen Mitglieder aber können wir für uns und unsere Arbeit nur gewinnen, wenn wir uns öffnen für neue Formen der Vereinsarbeit, für neue Aktionsformen, für Kritik und offene Diskussion.

Das mutet wie ein Kraftakt an: Neues anzupacken und gleichzeitig neue Mitstreiter zu gewinnen. Aber es bleibt uns auch gar keine Wahl: Ohne neue Mitglieder werden wir an Bedeutung verlieren, und ohne neuen Schwung in unserer Arbeit können wir keine neuen Mitglieder gewinnen. Wir alle sind bei dieser Anstrengung gefordert, jedes einzelne Mitglied, jene, die sich in Orts- und Regionalgruppen betätigen, unsere Ausschüsse und Vorstandsgremien; schließlich werden sich auch unsere Zeitschrift, die «Schwäbische Heimat», und unsere Geschäftsstelle nach Kräften beteiligen.

Über die Zukunft des Schwäbischen Heimatbundes – unter diesem Motto stehen meine Worte. Zukunft aber, wollen wir sie nicht nur passiv erleben oder erleiden, muß von uns gestaltet werden. Die Zukunft unseres Vereins, die es nun anzupacken gilt, kann bestimmt nicht mit Siebenmeilenstiefeln erobert werden. Viele kleine Schritte sind nötig. Denkpausen vielleicht, um Wege und Ziele neu einzuloten, und schließlich die Geduld, auch einmal einen Mißerfolg gelassen hinzunehmen.

Möglichst flächendeckend
örtliche und regionale Gruppen

Ein Erneuerungsprozeß, wie wir ihn gerade beginnen, ist auch keine abgeschlossene Sache, die ein für allemal festgelegt und ausgeführt wird. Wir müssen uns immer wieder Neues einfallen lassen, wir müssen uns immer wieder zu Diskussionen zusammenfinden, bei denen wir klären, wie den Anforderungen der Zeit am besten zu begegnen ist. Dabei gibt es Naheliegendes, Maßnahmen, die sich zur baldigen Lösung anbieten und die wir auch ohne Zaudern angehen wollen. Wenn ich vorher auf unsere Mitgliederstruktur eingegangen bin, so habe ich dabei auch die geographische Verteilung gestreift. Wir haben regional einige Schwerpunkte: Im Bereich Heilbronn, in Tübingen und Reutlingen, in Ulm. Die allergrößte Zahl unserer Mitglieder allerdings ist im engeren Stuttgarter Umkreis selbst zu finden. Wir haben begonnen, aus dieser Schwerpunktsetzung Schlüsse zu ziehen und zu handeln. Was lag näher als in Stuttgart, wo so viele Mitglieder



Der Schwäbische Heimatbund besitzt rund 160 Hektar Land in Naturschutzgebieten, davon ungefähr sechs Hektar am Grafenberg. Dieses Naturschutzgebiet liegt östlich von Herrenberg am Schönbuchrand zwischen Mönchberg und Kayh. In der Bildmitte auf einem Ausläufer des Schönbuchs Mönchberg.

versammelt sind, eine neue Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes ins Leben zu rufen. Am vergangenen Dienstag, am 28. November 1989, hat bereits eine konstituierende Versammlung stattgefunden, die sehr gut besucht war. Mögliche Schwerpunkte eines Grundsatzprogramms wurden angesprochen, Veranstaltungen und Aktionen diskutiert. Was in Stuttgart so dringend notwendig war und schon seit Jahren gefordert wurde, das wollen wir auch andernorts weiterführen. Unser Ziel ist, auch wenn es heute noch in einiger Ferne liegt, unser Vereinsgebiet möglichst flächendeckend mit örtlichen und regionalen Gruppen des Schwäbischen Heimatbundes zu betreuen. Ich setze auf die Verstärkung der örtlichen Arbeit große Hoffnungen, denn gerade im heimatlichen Ort oder in der heimatlichen Region ist der Anstoß zum Handeln eher gegeben. Nirgends ist der Schritt von der unmittelbaren Anschauung vielfältiger Probleme über die Betroffenheit des einzelnen hin zur tätigen Beschäftigung mit diesen Problemen kleiner als in der vertrauten Umgebung.

Unsere neue Stuttgarter Ortsgruppe soll nur der Anfang einer Reihe von Neugründungen sein. Dies ist zur Zeit ein Schwerpunkt der Arbeit von Vorstand und Geschäftsstelle. Vor allem letztere steht

allen Ortsgruppen mit organisatorischer und logistischer Hilfe zur Seite. Was aber unabdingbar ist, ist ehrenamtliches Engagement, Bereitschaft zur Mitarbeit. Wir brauchen vor Ort Mitglieder, die bereit sind, die erheblichen Mühen auf sich zu nehmen, die eine solche Gründung mit sich bringt. Wir werden jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Schärferes Profil durch offensivere Arbeit

Aber allein mit dem Bestehen von örtlichen und regionalen Gruppen ist es nicht getan. Der Heimatbund ist nicht in erster Linie ein Verein zur Pflege der Geselligkeit und eines ruhigen Vereinslebens. Wir haben uns stets um die Weitergabe von Wissen bemüht, nicht nur für Mitglieder, auch Gäste waren und sind uns immer willkommen. Führungen, Fahrten und Vorträge waren und sind stets öffentlich. Diese Bildungsarbeit, die über die reine Wissensvermittlung hinausgeht, indem sie uns auch den ästhetischen Reiz unserer heimischen Kultur und Natur erleben läßt, möchte ich mit dem Begriff «Kompetenzerweiterung» bezeichnen. Auch weiterhin wird Kompetenzerweiterung ein Schwerpunkt sein, und gerade in unseren örtlichen und regionalen Gruppen wollen wir künftig unsere



Wegen mangelnder Beweidung durch Schafe ist die Trockenrasengesellschaft am Grafenberg gefährdet: Hartriegelgewächse wie Schwarzdorn und Rotdorn kommen hoch, wenn der Mensch nicht eingreift.

Kompetenz nutzen, um zu handeln. Hieran hat es in den letzten Jahren oft gefehlt. Allzu oft hat der Heimatbund geschwiegen zu Problemen, die draußen im Lande die Leute umgetrieben haben. Viele der solchermaßen Betroffenen haben begonnen, sich für den Erhalt ihrer Lebenswelt zu engagieren, aber leider nicht beim Schwäbischen Heimatbund und leider nicht bei seinen Ortsgruppen. Gerade für diese Gruppen muß ein neues Profil gesucht werden, müssen neue Aktions- und Arbeitsformen gefunden werden. Da darf oft auch eine Portion Frechheit dazukommen; wenn wir etwas für richtig und wichtig halten, dann müssen wir es auch deutlich sagen.

Wenn wir neue Kreise ansprechen wollen, dann müssen wir uns etwas einfallen lassen. Weshalb z. B. soll zu unseren Fahrten nicht auch einmal eine kultur- oder landschaftsgeschichtliche Fahrradtour kommen, an der besonders junge Familien teilnehmen können? Warum sollen wir nicht mit anderen zusammenarbeiten, z. B. mit den Volkshochschulen? Weshalb machen wir keine kulturellen Veranstaltungen, die gezielt ein junges Publikum ansprechen? Weshalb arbeiten wir nicht mit Schulen zusammen, um schon Kindern die Schönheit, aber auch die Gefährdung unserer Naturschutzgebiete zu zeigen? Ich bin sicher, daß mit einiger Phantasie viele Möglichkeiten gefunden werden können, unsere Präsenz vor Ort zu stärken und attraktiv zu werden für neue Mitstreiter. Im gesamten Vereinsgebiet müssen wir unsere Präsenz durch örtliche Gruppen verstärken. Die Arbeit unserer Orts- und Regionalgruppen muß deutlich offensiver werden.

Ausschüsse mit ihrer Fachkompetenz aktivieren

Wenn wir unseren vorher geäußerten Anspruch ernst nehmen und einen neuen Anfang machen wollen, so dürfen wir auch unsere Ausschüsse nicht vergessen, die sich bestimmten Themenfeldern widmen, auf die ich noch eingehen werde. Sie sind meines Erachtens ein zentraler Bestandteil der Arbeit im Schwäbischen Heimatbund, weil sie es ermöglichen, daß wir uns in hohem Maße sachkundig zu Wort melden können. Alle Ausschüsse sind mit ausgezeichneten Fachleuten und Wissenschaftlern besetzt. Praktiker sind dort ebenso zu finden wie Angehörige der Forschung. Die in den Ausschüssen versammelte fachliche Kompetenz kann uns auf zweierlei Arten helfen: Zum einen hat die Arbeit Dienstleistungscharakter für Mitglieder, Orts- und Regionalgruppen und die Geschäftsstelle, indem Probleme und offene Fragen an den Ausschuß herangetragen werden mit der Bitte um sachliche und fachliche Klärung. Zum anderen sollen unsere Ausschüsse kontinuierliche Arbeit zu bestimmten brennenden Themen in ihren Fachbereichen leisten, im Sinne eines Arbeitskreises, so daß wir in solch allgemein interessierenden Fragen nicht zu schweigen brauchen. Denn unsere besondere Sicht von Heimat nimmt uns in die Pflicht, bei vielen Gefährdungen dieser Heimat aufzustehen und uns deutlich zu Wort zu melden.

Wir wollen auch hier offene Worte finden: Die Arbeit unserer Ausschüsse ist verbesserungsbedürftig. Zu selten finden Sitzungen statt, zu wenig Themen werden aufgegriffen, zu wenig nach außen wirksame Arbeit wurde geleistet, von lobenswerten



Ein «wilder» Weg vom Sportplatz am Rande des Schönbuschs nach Kayh hat zu bedrohlicher Erosion geführt. Das Forstamt Herrenberg hat am Waldesrand einen Zaun ziehen lassen.

Ausnahmen einmal abgesehen. Doch dies soll der Vergangenheit angehören, wir werden uns auf folgenden Gebieten vermehrt bemühen, den hohen Ansprüchen an den Schwäbischen Heimatbund gerecht zu werden: Im Bereich Denkmalpflege, wo die Vergabe des Peter-Haag-Preises nicht mehr das einzige Feld sein wird; im Bereich Natur- und Umweltschutz, wo nicht nur unsere umfangreichen Besitzungen in den Naturschutzgebieten betreut werden, sondern auch die umweltpolitischen Fragen aufgegriffen werden, die uns so sehr bewegen; im Bereich des Städtebaus, wo uns durch Wohnraum-mangel und Flächenverbrauch drängende Probleme ins Haus stehen, und dann im Bereich der Heimat-

pflege im allgemeinen, die wir allerdings nicht volkstümlich-unterhaltsam, sondern durchaus auch kritisch sehen.

Neben den Ausschüssen, die sich mit Problemfeldern unserer Lebenswelt beschäftigen, haben wir auch im inneren Bereich drei Kreise, die sich mit der Weiterentwicklung unserer Arbeit befassen. Da ist zum einen unser Veranstaltungsausschuß zu nennen, der sich mit der Konzeption und Weiterentwicklung unserer verschiedenen Veranstaltungen befaßt. Dann ist hier der Redaktionsausschuß für unsere beliebte Zeitschrift «Schwäbische Heimat» zu nennen, die übrigens mit dieser Nummer ein leicht geändertes und zeitgemäßeres Äußeres haben wird. Am wichtigsten vielleicht ist unser Ausschuß, der sich mit den Perspektiven des Schwäbischen Heimatbundes, mit Organisationsfragen und mit Maßnahmen der Mitgliederwerbung beschäftigt. Alle unsere Ausschüsse sollen das Vorschlagsrecht für die Tagesordnungen der Vorstandssitzungen haben. Auf einen Nenner gebracht: Die Ausschüsse des Schwäbischen Heimatbundes befassen sich mit Problemen, die aus den Orts- und Regionalgruppen vorgebracht werden, sie leisten aber auch kontinuierliche Arbeit zu allgemein brennenden Themen der Zeit.

Peter-Haag-Preis: herausragender Denkmalschutzpreis im Lande

Im Rahmen einer Neubestimmung unserer Arbeit müssen wir auch die Außenwirkung unseres Vereins betrachten. In Gesprächen mit Mitbürgerinnen und Mitbürgern, vor allem mit Vertretern der jungen Generation zeigt sich, daß unser Heimatbund allzuoft völlig unbekannt ist, auch bei Menschen, die mit ihren Interessen dem Heimatbund eigentlich nahestehen. Dies hat sicher auch mit einer sehr bescheidenen Präsenz in den Medien, in Presse, Rundfunk und Fernsehen zu tun. Wir wollen deshalb künftig der Öffentlichkeitsarbeit einen größeren Stellenwert beimessen und regelmäßig Pressemitteilungen herausgeben. Das, was wir tun, was in langen Jahrzehnten der Vereinsgeschichte geleistet wurde, ist es wert, einer größeren Öffentlichkeit bekanntgemacht zu werden. Ich denke dabei beispielsweise an unsere kontinuierliche Erwerbspolitik wertvoller Naturschutzgebiete oder an das Industriedenkmal Kalkofen bei Untermarchtal, das vom Heimatbund alleinverantwortlich wiederhergestellt und der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht wird.

Unter dem Stichwort Medienarbeit und Außenwirkung unseres Vereins möchte ich überleiten zu ei-

nem Arbeitsfeld des Heimatbundes, das uns in diesem Jahr ein reges Echo eingebracht hat, unserem Denkmalschutzpreis. Wir konnten Anfragen aus dem In- und Ausland verzeichnen, wo zum Teil ähnliche Preise geplant sind. Meine Damen und Herren, wir können mit einigem Stolz feststellen, daß der Schwäbische Heimatbund der einzige große Denkmalschutzverband im Land ist, wie auch unser Denkmalschutzpreis eine einmalige Sache in unserem Lande ist. Er wird für bauliche Kulturdenkmäler in privater Hand verliehen, an Bauherren, die bei der Wiederherstellung, Restaurierung und Bewahrung der Gebäude Beispielhaftes geleistet haben. In diesem Jahr wurden fünf Preise verliehen, sie reichten von der kompletten Schloßanlage über eine großbürgerliche Villa und ein spätmittelalterliches Fachwerkhaus bis zu einem Bahnhofsgüterschuppen und der Rekonstruktion eines Renaissance-Gartens. Vom Charakter der Gebäude her waren es ganz unterschiedliche Objekte, bei allen jedoch war es den privaten Eigentümern gelungen, auf hervorragende Weise die Bedürfnisse unserer Zeit mit dem Baudenkmal in Einklang zu bringen. Der Preis, mittlerweile schon im zwölften Jahr verliehen, hat sich zu einer allseits anerkannten und breite Beachtung findenden Einrichtung entwickelt. Wir haben auch in der Presse und in der Öffentlichkeit ein gutes Echo bekommen.

Zwei weitere Preise: Vorbildliches in Sachen Kulturlandschaft und Typisches in Schwaben

Mit diesem bewährten Preis wollen wir allen privaten Eigentümern von Kulturdenkmälern Mut machen, sich um ihr Gebäude zu bemühen. Wir prämiieren beispielhafte Lösungen, die nicht einfach nachgeahmt werden können, aber die doch jedem zeigen, daß es sich lohnt, Engagement für ein Baudenkmal zu entwickeln. Nun ist aber die Denkmalschutzarbeit nur ein Teil der Tätigkeit des Heimatbundes. Auf dem weiten Feld des Natur- und Umweltschutzes haben wir uns bisher sehr zurückgehalten. Um so erfreuter war ich über eine Initiative, die eine weitere Preisvergabe auf diesem Problemfeld vorschlug. Wir haben eine kleine Arbeitsgruppe beauftragt, sich über einen solchen Preis Gedanken zu machen, der sich nicht in eine lange Reihe von Naturschutzpreisen einreihen soll, wie sie von verschiedenen Behörden, Institutionen und Verbänden z. B. für die Einrichtung von Biotopen gewährt werden. Unsere Absicht ist, eine hervorragende Leistung im Bereich Natur und Umwelt zu würdigen, die auch den Maximen des Heimatbundes in besonderer Weise entspricht. Da für den Hei-

matbund Kultur und Natur gleichberechtigte Teile unserer Heimat sind, liegt es nahe, die Auszeichnung für eine Leistung zu vergeben, bei der die Natur und das menschliche Wirken einen Kompromiß geschaffen haben, der für beide Seiten erträglich oder gar vorteilhaft ist. So wollen wir ab 1990 einen Preis für Kulturlandschaften vergeben. Nicht prämiert werden sollen also Biotope oder reine Naturschutzgebiete; generell soll weniger die bloße Erhaltung, sondern vielmehr die Rettung oder Wiederherstellung einer Kulturlandschaft ausgezeichnet werden. So ergeben sich auch Brücken zum Denkmalschutz, unserem anderen wichtigen Arbeitsgebiet. Natürlich soll die prämierte Leistung auch beispielhaft sein. Preiswürdig könnten z. B. historische Parkanlagen sein, die Wiederherstellung eines Kloostergartens, landwirtschaftlicher Anbau mit traditionellen und landschaftstypischen Kulturpflanzen. Dies gilt natürlich auch für die Forstwirtschaft. Allgemein geht es darum, unsere Heimat als Kulturlandschaft zu sehen und die mögliche Koexistenz von Mensch und Natur aufzuzeigen.

Wie unser Denkmalschutzpreis soll auch unser Kulturlandschaftspreis mit DM 5000 dotiert sein. Dies ist beim Einsatz sehr hoher Mittel für die auszeichnenden Maßnahmen ein eher kleiner Betrag, nicht aber für den Heimatbund. Er zeigt jedoch, daß uns ein vorbildliches bürgerschaftliches Verhalten aus der Verantwortung für Natur und Kultur ein Opfer wert ist.

Zwei Hauptarbeitsfelder des Schwäbischen Heimatbundes werden also künftig mit Preisen ausgestattet sein. Doch es gibt noch vieles mehr, was herausragend ist, was besonders ideenreich, besonders trefend oder besonders humorvoll ist und eng mit unserer Heimat verknüpft ist, aber trotzdem einer breiten Öffentlichkeit ganz unbekannt bleibt. Da kann es einen guten schwäbischen Kabarettisten geben, der unsere Art ganz frech aufs Korn nimmt und der mehr Publikum verdient, da mag es einen Gastwirt geben, der sich müht, mit Zutaten und Rezepten aus der Region ein ideenreiches und schwäbisches Essen zu kochen, da mag sich eine Lehrerin um die Heimat verdient machen, indem sie unermüdlich Unterrichtsmaterial für den Heimatkundeunterricht für sich und ihre Kollegen erarbeitet. Ich will keine weiteren Beispiele nennen, denn wir alle kennen in unserer Umgebung Menschen, die sich ganz besonders bemühen, zeitgemäß und ohne Kirchturmsperspektive wirksam für unsere Heimat einzutreten. Unser neuer Preis soll genau diese Unbekannten und Unermüdlichen ans Licht der Öffentlichkeit holen, auch stellvertretend für jene, die nicht ausge-



Das Naturschutzgebiet Grafenberg am Schönbuchrand hoch über dem Ammertal ist das einzige Vorkommen der ungarischen Platterbse weit und breit. Die fortschreitende Verbuschung ist in der Bildmitte unübersehbar.

zeichnet werden können. Der Preis soll Ausdruck der Freude sein über etwas ganz Besonderes, das für unsere Heimat geleistet wurde, und eine Ermunterung für alle anderen, sich weiterhin mit Herzenswärme, aber auch mit kritischem Blick zu engagieren.

Industrielle Massengesellschaft zur Heimat machen

Sie sehen, sehr verehrte Anwesende, daß wir uns einiges vorgenommen haben: Neue und aktivere Ortsgruppen, eine kontinuierliche Arbeit unserer Ausschüsse, mehr Öffentlichkeitsarbeit und schließlich eine neue Struktur unserer Preise. Das sollen jedoch nicht die einzigen Änderungen bleiben, denn auch im Detail gibt es viel zu verbessern, ob es nun um eine einfallreiche Werbeaktion, um ein attraktiveres Veranstaltungsprogramm oder einen effektiveren EDV-Einsatz geht. Ich will die Aufzählung unserer Vorhaben an dieser Stelle beenden. Daß so ein neuer Anfang nicht nur von einigen wenigen in Vorstand und Geschäftsführung zu leisten ist, das ist uns allen klar. Sie alle, verehrte Anwesende, ebenso wie alle Mitglieder draußen in Stadt und Land möchte ich deshalb aufrufen, den

Heimatbund und seine Arbeit mit neuem Schwung und neuem Leben zu füllen. Nur gemeinsam können wir unseren Verein lebendig halten, nur gemeinsam können wir an den Aufgaben arbeiten, die uns heute gestellt sind.

Ein letztes noch: Wir dürfen trotz allen neuen Schwungs keine zu großen Erwartungen hegen, wir dürfen nicht erwarten, daß unser Heimatbund sich binnen kurzem gänzlich verwandelt. Das soll er im übrigen auch gar nicht. Noch weniger können wir erwarten, daß die Aufgaben und Probleme, die wir angehen wollen, von heute auf morgen zu lösen sind. Wir müssen beharrlich arbeiten, wir müssen sachlich und kritisch bleiben, und wir müssen uns – nicht zuletzt – auch ein wenig freuen können, hier zu leben.

Ich komme auf den Anfang zurück, auf die Einstellungen, mit denen unsere Vorgänger vor 80 Jahren begonnen haben. Ein Stück Heimatliebe, das brauchen wir auch heute noch. Und weiter: Daß wir gerade unsere industrielle Massengesellschaft zur Heimat machen müssen, das ist notwendiger denn je. Und daß wir dies in der Tradition des Schwäbischen Heimatbundes machen wollen, mit Kompetenz und Sachlichkeit, diese bewährte Tradition wollen wir auch nach 80 Jahren noch weiter führen.

Jubiläen bieten Anlässe, Vergangenheit und Gegenwart aneinander zu messen. Dabei gibt es Themen, die sich dem historischen Blick relativ leicht öffnen. Wenn eine Firma ihr Gründungsdatum feiert, ist es üblich, den Wandel der Arbeitsformen zu zeigen, den technischen Fortschritt, die veränderte Organisation. Auch wenn ein Sportverein ein Jubiläum feiert, liegt es nahe, daß im obligatorischen Rückblick die sich wandelnden Formen von Turnen und Sport Revue passieren, und es ist von vornherein klar, daß die heutige Vielfalt des sportlichen Angebots nur wenig gemein hat mit dem Turnen von damals. Mit Heimat scheint das anders zu sein. Der Begriff ist geschichtlich aufgeladen, aber er wehrt sich gegen eine historische Relativierung. Heimat – war das nicht zu allen Zeiten dasselbe? Die intensive emotionale Bindung an einen Ort, der vertraute Raum, in dem die Dinge und das Handeln selbstverständlich sind, die Gegend, mit der man sich in besonderem Maße identifiziert? Die Antwort heißt ja und nein.

An Besitz und Eigentum gebunden:
Heimat und Heimatrecht

Gewiß wurde mit Heimat stets ein besonderer Bezug zu einem Raum bezeichnet; aber dieser Bezug – und manchmal auch der Raum – wechselte: Heimat, der Begriff Heimat, hat seine eigene Geschichte. Und es ist gewiß sinnvoll, wenigstens ein paar Stationen und Etappen dieser Geschichte zu skizzieren.

Heimat – das Wort und die Vorstellung Heimat – gab es lange bevor irgend jemand über Heimat zu philosophieren begann, lange ehe die mit dem Namen bezeichnete Sache oder Beziehung problematisch wurde, ehe man sich entschied, der Heimat in Bünden und Vereinigungen eine besondere Pflege angedeihen zu lassen. Die philologische Geschichte soll hier nicht nachgezeichnet werden; aber wichtig ist es wohl, daß der Sinn des Wortes Heimat schon sehr früh keineswegs eindeutig war. Zumindest der Umfang des mit Heimat bezeichneten Raums war – schon in den mittelalterlichen Anfängen der Begriffsgeschichte – nicht eindeutig festgelegt. In Martin Luthers Bibelübersetzung spricht Abraham vom

Gott des Himmels, der mich von meines Vaters Hause genommen hat und von meiner Heimat (1. Mos. 24,7). Dies ist wohl nicht als bedeutungsgleiche Verdoppelung gemeint; Heimat ist weiter als Vaterhaus, bezeichnet – wie auch bei anderen Autoren jener Zeit – ein Land oder eine Gegend. Heimat kann sich aber auch auf einen einzelnen Ort, den Geburtsort oder den ständigen Wohnort, beziehen. Und manchmal wird der Begriff eben doch eingeeengt auf das elterliche Haus und das eigene bäuerliche Anwesen.

Dies letztere scheint in der Umgangssprache die gängige Bedeutung gewesen zu sein. Jeremias Gottleb läßt seine Bauern verschiedentlich über *das Heimat* reden; das Wort wurde also als Neutrum verwendet. *Das neue Heimat kostet wohl 10000 Gulden*, heißt es einmal. In den süddeutschen Dialekten hat sich diese Bedeutung bis in die Gegenwart herein gehalten.

Heimat war also ein Zugehörigkeitsverhältnis; das Wort bezeichnete den Raum, die Gegend, den Ort, schließlich das Haus, zu dem man gehörte. Allerdings läßt sich diese Feststellung beinahe umdrehen: das Haus, das einem gehörte. Denn nur, wer Besitz hatte, hatte Heimat im vollen Sinn des Wortes.

Die relativ enge Bindung des Begriffs Heimat an Eigentum und Besitz zeigt sich auch in den Bestimmungen des «Heimatrechts», das in den deutschen Ländern bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus galt. Dieses Heimatrecht bezog sich auf die jeweilige Heimatgemeinde: Nur wer das Heimatrecht hatte, durfte sich in der betreffenden Gemeinde niederlassen, sich verheiraten, ein Gewerbe ausüben. Und vor allem: das Heimatrecht garantierte ihr oder ihm im Falle der Bedürftigkeit die Hilfe der Gemeinde. Das Heimatrecht war aber auf diejenigen beschränkt, die schon eine Heimat hatten – also Grundbesitz, Haus und Hof, und die ihrerseits die Gemeinde mit Abgaben unterstützten. Zwar wurde die Fürsorge auch für die anderen, die «Heimatlosen», geregelt, und man orientierte sich auch bei ihnen an den «Heimatverhältnissen», also an der Herkunft – aber das volle Heimatrecht kam ihnen nicht zu.

Heimat war also auch ein juristischer, ein Rechtsbegriff, und überhaupt hören sich diese Zusammenhänge sehr nüchtern und sachlich an: Heimat als Besitz, für den ein Preis, ein konkreter Geldwert angegeben werden kann, und Heimat als Rechtsgrundlage für bestimmte Vergünstigungen.

* Festvortrag, gehalten am 1. Dezember 1988 bei der Jubiläumsveranstaltung «80 Jahre Schwäbischer Heimatbund» im Silchersaal der Stuttgarter Liederhalle.

Übers Materielle und Juristische hinaus ist Heimat der Begriff vom sicheren, erfüllten Leben

Aber man darf sich nicht täuschen: Diese nüchtern-realistischen Bezüge waren bereits emotional unterfüttert. Die Heimat war nicht ein Stück Land oder ein Haus wie jedes andere, sondern es gab dafür eine besondere Bewertung. Dafür gibt es zwei Indizien. Das eine ist die Tatsache, daß schon im 15. Jahrhundert von der *himmlischen Heimat* die Rede ist, also von einem ins Jenseits verlagerten Ort, an dem auch die ihren Frieden finden würden, denen hier Heimat versagt war. Das andere ist das *Heimweh*, über das schon vor etwas mehr als 300 Jahren eine Basler Dissertation geschrieben wurde. Eine medizinische Dissertation, denn die Nostalgie oder das Heimweh wurde als regelrechte Krankheit angesehen und behandelt. Aber man wird annehmen dürfen, daß die pathologischen Formen des Trennungsschmerzes nur die Übersteigerung eines allgemeinen Gefühls waren und damit bezeugen, wie eng die Heimatbindungen waren.

So tritt zunächst die Kontinuität deutlicher hervor als der Unterschied. Aber der Heimatbegriff früherer Jahrhunderte war so umfassend und besaß eine solche Totalität, daß zumindest ein Teil der späteren Auffassungen doch nicht damit gleichzustellen ist. Gewiß, nicht jedes hatte Heimat, zumindest nicht gleich viel Heimat. Das Heimatrecht schützte die einen und grenzte die anderen aus. Aber für diejenigen, die Heimat hatten, war damit ein umfassender Begriff von sicherem und erfülltem Leben gemeint. Der Begriff Heimat bezog sich auf das gesamte Dasein, das materielle wie das geistige, auf Arbeit wie Feierabend, auf hiesige Realitäten wie jenseitige Sehnsucht. Und genau hier ist die Differenz zu suchen. Der Heimatbegriff unterliegt seit etwas mehr als einem Jahrhundert wiederholten Reduktions-schüben und verlor so seine Totalität.

Heimat erhält ländliche, idyllische Schlagseite, zudem wird der Begriff nationalistisch aufgeladen

Zu einem öffentlichen – in der Öffentlichkeit diskutierten – Thema wurde Heimat erstmals im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Damals entstand eine Heimatbewegung, die zunächst in erster Linie Heimatkunstbewegung war. Sie fand ihren Ausdruck vor allem in der erzählenden Literatur, aber auch in Aufsätzen, die in Familienzeitschriften gedruckt wurden, in religiösen Traktaten, in philosophischen Abhandlungen. Die vielen und vielerlei Autoren waren sich einig in der Auffassung, daß die Heimat bedroht sei durch die äußere und innere Entwick-

lung, durch den wirtschaftlichen und sozialen Umbruch, der allenthalben die gewohnten Strukturen veränderte. Heimat wurde jetzt gewissermaßen defensiv definiert als das, was vor jenem Umbruch war oder was sich dem Umbruch (scheinbar oder tatsächlich) verweigerte. Konkret: Da die Veränderungen von der Stadt, insbesondere der Großstadt, ausgehen, gilt nunmehr als Heimat, was am wenigsten urbanisiert und urban ist. Der Heimatbegriff erhält eine ländliche Schlagseite; die kleinen Provinzstädte lassen sich gerade noch einbinden – Großstadt und Heimat dagegen scheinen unversöhnliche Gegensätze. Die Heimatdichter treten an gegen die ungesunde, dekadente «Asphaltliteratur», die kirchlichen Instanzen pflegen die «Dorfkirche», in der schulischen Heimatkunde, die sich damals herausbildet, dominiert das bäuerliche Weltbild.

Die Vorstellung von Heimat wird außerdem historisiert. Heimat wird zu einem innovationsfremden oder -feindlichen Begriff. Nur was in der Tradition verankert ist, verdient den Namen Heimat. Ja, Heimat erscheint geradezu als geronnenes Bild der Vergangenheit, der guten alten Zeit.

In der Tat: der *guten* alten Zeit. Denn der Heimatbegriff unterliegt auch einem Zug zur Sentimentalisierung. Selten zielt der Begriff auf die reale Welt des ländlichen Lebens; präsentiert wird die Idylle oder doch eine Welt, in der – auch wenn hart gearbeitet wird – letztlich alles gerecht und ordentlich zugeht, in der die realen Spannungen aufgehoben sind in der Harmonie des Heimatgedankens.

Mit dieser Sentimentalisierung war schließlich auch eine Verengung des Begriffs aufs Ästhetische verbunden. Heimat, vorher einen umfassenden Alltagsbezug bezeichnend, wurde zu einer Art Sonntagsvokabel und zunehmend reduziert auf einzelne Zeichen: Heimat – das war die pittoreske Tracht, die Fachwerkfassade, das waren Volkslied und Volkstanz.

Je mehr sich der Begriff Heimat von der vollen Realität entfernte, umso leichter war es offenbar möglich, ihn als Schlagwort pathetisch aufzuladen. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Wort eher dann gebraucht, wenn von Gefühlsbindungen an die nächste Umgebung die Rede war. Heimat war das, was der Bürger bei seinen Spaziergängen in die freie Natur und in die dörfliche Umgebung erfuhr und empfand. Jetzt, gegen Ende des Jahrhunderts, und mehr noch im neuen, im 20. Jahrhundert, strömten in den entleerten Heimatbegriff auch nationalistische und imperialistische Tendenzen ein. Immer häufiger wird aufgerufen zum Kampf für Heimat und Vaterland, und immer wieder taucht jene Wendung auf, die man auch heute noch in

besinnlichen Festreden hören kann: Heimat sei ein unübersetzbares Wort, eine Eigenheit der deutschen Seele – nur hier gebe es die leidenschaftliche Beziehung zum angestammten Boden und Erbe. Heimat wurde also einerseits reduziert auf harmlose Demonstrationsobjekte der guten alten Zeit, und das Wort wurde andererseits zur vagen Kampfpapare, die Gefühle der Nähe abrief und doch auf die Ferne gerichtet war. In dieser Form stellte sich Heimat in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vor und dar.

«Daß die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört»

Es gehört zu den eindeutigen Aktiva in der Bilanz des Schwäbischen Heimatbundes, daß er sich keiner dieser beiden Richtungen fügte und einfügte. Wenn wir Berichte über die Gründung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern im Jahr 1909 nachlesen, dann spüren wir darin ein deutliches Ungenügen an der allgemeinen Heimatdiskussion. Hier erscheint Heimat weder als vage nationale Idee noch als eine auf wenige Kulturgüter geschrumpfte Idylle. Die Vorläuferorganisation des Schwäbischen Heimatbunds wollte, ähnlich wie auch die anderen im Deutschen Bund Heimatschutz zusammengefaßten Verbände, Heimat wieder in einem volleren Sinne zur Geltung bringen und verteidigen. Im Programm von 1909 heißt es: *Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung unseres Landes dahin zu beeinflussen, daß die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, daß er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft.*

Dies ist eine so grundsätzliche und weitblickende Formulierung, daß man sich auch heute noch weiterhin damit identifizieren kann. Allerdings: Statuten und programmatische Zielsetzungen sind eine Sache, die tatsächlich geleistete Arbeit und die auf die Praxis durchschlagenden Modifikationen der Zielsetzung eine andere. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß jene Zielformulierung nur als rhetorische Sprechblase über den (vielen) Männern und (wenigen) Frauen schwebte, die sich an die konkrete Arbeit im Heimatbund machten. Aber die vorher ange deuteten Tendenzen, die Reduktionsschübe machten auch vor dem Heimatbund nicht völlig Halt. Ich beschränke mich darauf, drei solcher Einschränkungen zu charakterisieren.

«Bändigung des Kapitalismus» – das läßt an offensive Strategien denken, die der industriellen Expansion klare Grenzen setzen, die gestaltend eingreifen in den – im Prinzip akzeptierten – Ausbau der Industrie. Es gab Anstrengungen in dieser Richtung, und eine detaillierte Geschichte des Schwäbischen Heimatbundes könnte sicherlich eine ganze Reihe von Erfolgen auflisten, wenn auch eher an den Rändern der eigentlichen Expansion. Aber blättert man in den Zeitschriften- und Jahrbüchern der Heimatbünde – ich greife hier bewußt über das schwäbische Beispiel hinaus –, dann erscheint als das in diesem Zusammenhang am meisten traktierte Thema die ländliche Reklame, deren Auswüchse bekämpft werden sollten. Dies war gewiß eine ehrenwerte Aufgabe; aber sie war doch eher peripher, und die entsprechenden Anstrengungen waren bieder und kurios: Es gibt Plädoyers für holzgeschnitzte ESSO-Schilder an Tankstellen, und dies erscheint dann doch als ziemlich hilflose und harmlose Waffe in der Auseinandersetzung mit dem gefräßigen Moloch der expandierenden Industrie. Dies aber ist, bis zu einem gewissen Grade, symptomatisch: Es ging den Heimatschützern um die ländliche Welt und nicht etwa die städtischen Zentren und großen Ballungsräume, und es ging eben doch vielfach um Harmlosigkeiten. Auch der Heimatbund blieb nicht unberührt von jener quasi ornamentalen Heimatauffassung, die Heimat am sichersten im Dekor oder in vereinzelt Demonstrationsobjekten – zwischen Tracht und Brauch, geschnitzten Eckbalken und bemalten Hausfassaden – verkörpert sah.

Schwäbisch: Stammeslob und Abwertung des Fremden

Eine zweite Einschränkung: Das Adjektiv schwäbisch, das nach dem Sinn der Statuten und wohl auch nach der Meinung der meisten Gründer schlicht den Wirkungsort bezeichnen, die Beobachtungsaufgaben und Interventionsmöglichkeiten abgrenzen sollte, wird relativ schnell zum ideologieträchtigen Begriff, in dem jahrtausendealte Blutströme rumoren und in dem sich Stammesseele und Stammescharakter ausdrücken. Dem relativ blinden Eigenlob wird der Zugang – beispielsweise zum Jahrbuch und zur Zeitschrift des Heimatbunds – nicht verwehrt, was schon deshalb merkwürdig anmutet, weil einer der energischsten Wortführer der Anfangsjahre, der Esslinger Verlagsbuchhändler Wilhelm Meyer-Ilschen, aus Niedersachsen stammte und weil ja auch im weiteren Verlauf gerade Fremde, Zugewanderte besonderes Interesse für die Arbeit des Heimatbunds zeigten.



Aufruf zur Gründung eines Württembergischen Bundes für Heimatschutz

Heimatschutz fordern wir! — Seit der Begründung des neuen Deutschen Reichs sind „deutsche Interessen“, „vaterländische Bestrebungen“ und ähnliche Schlagworte so sehr in aller Munde, wie bis zu jenem Zeitabschnitt kaum jemals zuvor; aber die Heimat selbst, unser deutsches Land, der Nährboden aller unserer Gesittung, sie durfte ungeschert entehrt, beraubt, entstellt werden. Die Kulturvölker haben immer eine Ehre darin gesehen, das zu bewahren und zu erhalten, was edel geartete und feinsinnige Menschen bei ihnen geschaffen haben. Dem zuwider ist bei uns freilich schon in früheren Jahrhunderten durch Zerstören alter Bauwerke viel gesündigt worden. Aber das verschwindet völlig im Vergleich zu dem, was in der Neuzeit geschehen ist. Ja, kriegerische Verwüstungen vergangener Jahrhunderte haben nicht so verheerend gewirkt, so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt, wie die Uebergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke. Und hier handelt es sich nicht mehr allein um die Zerstörung von Menschenwerk, sondern ebensosehr um die brutalsten Eingriffe in das Leben und die Gebilde der Natur. Busch und Hecke, Heide und Acker, Moor und Wiese verschwinden, wo irgend ihr Vorhandensein mit einem sogenannten rationellen Nutzungsprinzip in Widerstreit gerät.

Wollen wir, so rufen wir mahnend jetzt ins schwäbische Land hinein, unsere traute und teure Heimat für alle Zeiten der Entstellung preisgeben? Wir wollen denn doch verhüten, daß uns einstmals die Enkelkinder anklagen: Ihr habt uns unsere Heimat verderben lassen! So schließen auch wir uns zu einem Württembergischen Bunde für Heimatschutz, zu einer großen Vereinigung aller Gleichgesinnten zusammen.

Der Württembergische Bund für Heimatschutz will es sich zu seiner einzigen und großen Aufgabe machen, die Heimat gegen die mancherlei Verwüstungen, die ihr drohen, zu schützen und sie in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart zu erhalten. Wir wollen dabei alle Uebertreibungen vermeiden und durchaus dem modernen Leben mit seinen veränderten Forderungen Rechnung tragen. Wir wollen nicht immer Klagelieder anstimmen, wenn ein altes baufälliges Haus abgerissen wird und einem Neubau Platz machen muß. Das wäre töricht und unverständlich gehandelt. Aber das können wir verlangen, daß an Stelle des guten Alten gutes Neues, Gleichwertiges gesetzt wird. Wir schließen uns dem Deutschen Bund Heimatschutz unter Professor Schulze-Naumburgs Leitung an, sind aber gemäß den neuen Satzungen dieses Bundes eine durchaus selbständige Vereinigung mit eigenem Vorstand und eigener Geschäftsführung. Unser Hauptaugenmerk wollen wir auf die Erziehung, auf die Rückführung zu einer Kultur richten, die aus all den bisher so oft ungenügend beachteten Werten unserer schwäbischen Heimat Nahrung schöpft. Dies hoffen wir zu erreichen durch Aufklärung der breitesten Massen mit Hilfe geeigneter Veröffentlichungen in Wort, Bild und Vorträgen. Der Mitgliederbeitrag wird der Selbsteinschätzung überlassen, doch ist die ordentliche Mitgliedschaft schon bei einem Jahresbeitrag von Mk. 2.— zu erwerben, damit jedem Gelegenheit gegeben sei, an der großen Kulturarbeit mitzuwirken.

Es handelt sich hier nicht um eine Liebhaberei, sondern um eine Kulturfrage. Die Vaterlandsliebe wurzelt in der Heimatsliebe und niemand kann eine Gegend lieben, die aller Schönheit und Eigenart bar ist.

Mit dem blinden Eigenlob war fast unvermeidlich eine Abwertung des Fremden verbunden. Der im Rückblick eher peinliche Kampf gegen die Weißenhofsiedlung und gegen undeutsche Baugesinnung insgesamt fand seine Entsprechung in manchmal recht kleinkarierten architektonischen Vorschlägen. Das Stammeslob drang aber auch in Bezirke vor, in denen man es heute nicht mehr suchen würde. Im Jahr 1916 findet sich in der Zeitschrift des Schwäbischen Heimatbundes beispielsweise ein Aufsatz mit dem merkwürdigen Titel: *Todesrekord und Musterwirtschaft*. Das Rätsel dieser Formulierung wird gleich in den ersten Sätzen gelöst: *Die Württemberger haben die größten Verluste gehabt, und gerade sie haben es sich auf ihrem furchtbaren Kriegsschauplatz, den Argonnen, am heimeligsten einzurichten gewußt – in Wohnungen im Stile des Höhlenmenschen* nämlich, wie die Bildunterschrift verkündet.

1914 und 1933: Nationalistische Bekenntnisse

Dieser Beleg verweist allerdings auch schon auf einen dritten Zusammenhang: Es bedeutete für den Schwäbischen Heimatbund eine schwere Hypothek, daß seine friedlichen Bemühungen schon wenige Jahre nach der Gründung in Kriegsanstrengungen aller Art und in nationalistische Bekenntnisse mündeten, die praktisch auch noch eine weite Strecke in der Weimarer Republik bestimmten. Es gibt Jahrbücher, in denen Erörterungen über Kriegsgräber und Kriegerdenkmäler den größten Raum einnehmen. Die Kriegsbegeisterung ließ aber auch den Stammesenthusiasmus aufgehen in einen militanten Nationalismus. *Unser Reichsbaum ist nun umgepflanzt und seine gesunden Wurzeln entsprossen der Heimatliebe. (...) Dafür aber soll unser Heimatschutz der Gärtner sein*, heißt es im Jahr 1922. Man wendet sich gegen Ausländerei und Internationalismus; die Töne werden schärfer, die Perspektive wird enger, und 1933 läßt sich der Vorstand zu einem gereimten Vorspruch begeistern: *Deutscher Frühling – Schwäbische Pfingsten*, heißt die Überschrift, und dann folgen die Verse:

<i>Nun laßt die Glocken</i>	<i>Des Flammenstoßes</i>
<i>Von Turm zu Turm</i>	<i>Geleucht facht an!</i>
<i>Durchs Land frohlocken</i>	<i>Der Herr hat Großes</i>
<i>Im Jubelsturm!</i>	<i>An uns getan.</i>

Ehre sei Gott in der Höhe!

Und nach einer kurzen prosaischen Erläuterung nochmals in aller Deutlichkeit: *Das große deutsche Wunder ist geschehen*.

Hier ist nicht der Platz für politische Archäologie, und es wäre nicht nur ein Verstoß gegen – freilich etwas flache! – Jubiläumssitten, sondern auch einfach falsch, wollte man den Heimatbund insgesamt auf diese Linie festlegen. Noch einmal: die Gründungsaufrufe reden eine andere Sprache, und es gab viele ehrliche Bemühungen in jener anderen, zwar auch nicht unpolitischen, aber freieren Richtung, vieles, auf dem der Heimatbund in der Nachkriegszeit aufbauen konnte und das auch heute noch die Wege und Schritte mitbestimmen kann.

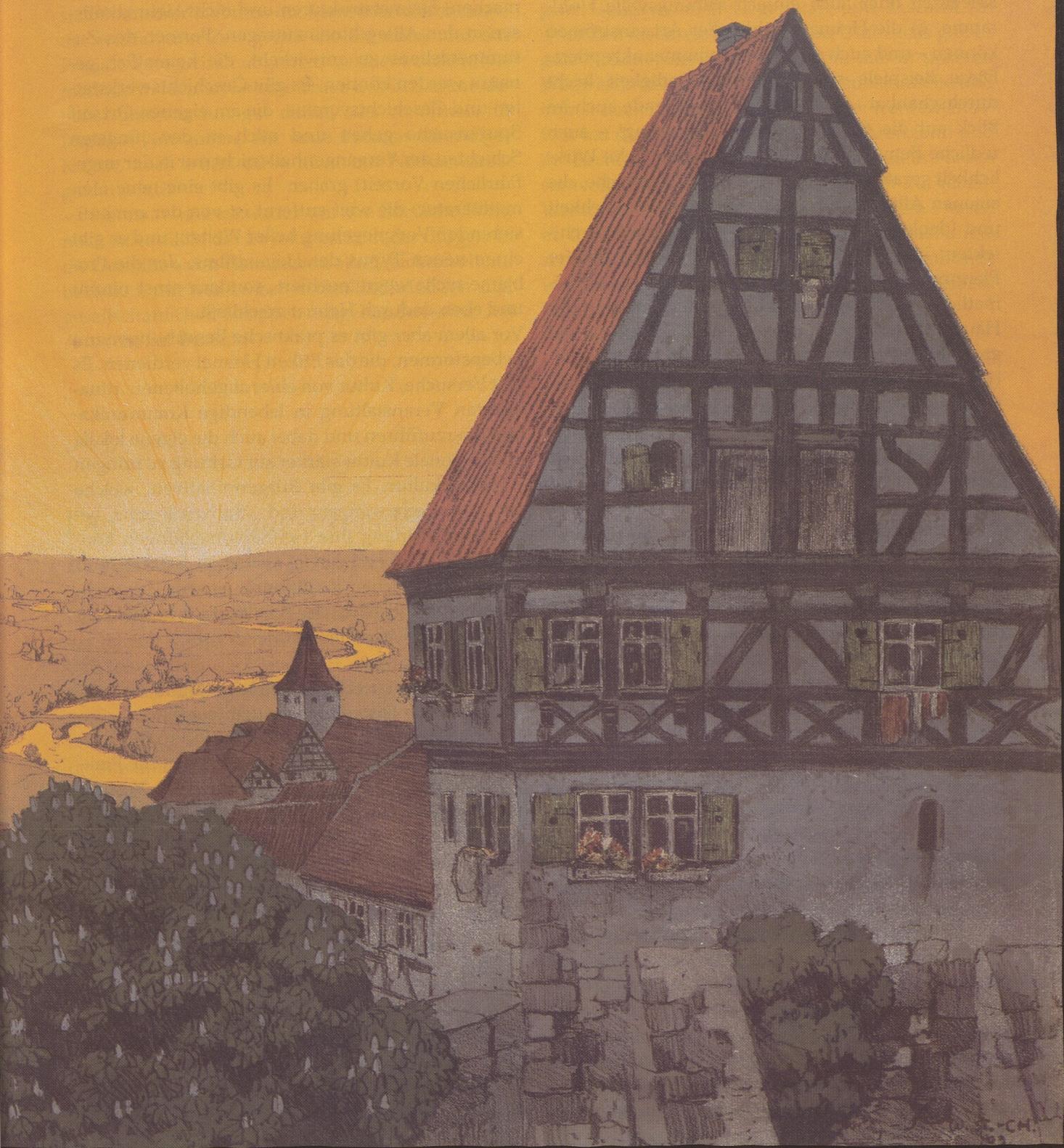
Heimat: ein frei verfügbares Fertigteil

Auf der anderen Seite sind der Begriff und die Sache Heimat freilich noch immer jenem Kräftefeld ausgesetzt, in dem die charakterisierten Reduktionen und Einschränkungen ihren Platz beanspruchen. Ja man hat den Eindruck, daß die Wucht unkontrollierbarer Veränderungen so groß geworden ist, daß der Rückzug – ein Rückzug auf Harmlosigkeiten – seit längerer Zeit programmiert scheint: Je mehr die wirkliche Heimat, verstanden als responsive Umwelt, als Basis der Übereinstimmung, des Dialogs von Mensch und Natur der Zerstörung ausgesetzt war, um so besser funktionierte die Inszenierung mit Heimatkulissen.

Peter Rühmkorf notierte vor einigen Jahren: *Was wir gerade eben noch Heimat nennen können, ist nämlich nicht allein in seinem Namen, es ist bereits in der Substanz bedroht – ganz egal, ob uns der Mutterboden unter dem Hintern wegspekuliert wird oder die liebe Atemluft vor der Nase enteignet, und ohne daß man uns außer Landes jagte, sind wir doch alle in gewisser Weise Heimatvertriebene auf Abruf. Ein kleines Weilchen noch an industriellem Vormarsch, und die Heimat hat sich wie von selbst verflüchtigt*. Was Rühmkorf weiß, was er aber hier nicht eigens hinzufügte: daß inzwischen regelrechte Industrien dabei sind, die sich verflüchtigende Heimat aufzufangen und daraus einen synthetischen Heimatsirup zu destillieren, der überall zugesetzt werden kann.

Dieser Vorgang ist bekannt; er braucht fast nur über Stichworte abgerufen zu werden. Da sind die teils süßlichen, teils heroischen Heimatfilme, deren erste Konjunktur in die Zeit des Nationalsozialismus fiel, die aber auch nach 1945 immer wieder Renaissancen erlebten. Da sind die am Kiosk verkauften Heimatromane, in denen mehr oder weniger aufregende Handlungen in steril-heiler Welt seriell angeboten werden. Und da sind die alten und neuen Heimat-

Werbeplakat des Künstlers Walter Strich-Chapell, ca. 1920/25.



W. STRICH-CHAPELL



Württembergischer
Bund für Heimeschutz

schlager, die verlogenen Beruhigungsgesänge der Kriegszeit oder auch einfach salbungsvolle Hohlräume, in die Heimatgefühle aller Art einströmen können – und auch sie sind noch immer akzeptiert. Diese Beispiele sind in ihrer Windigkeit leicht durchschaubar. Aber – und dies ist gerade auch im Blick auf die Gegenwart von Bedeutung! – auch redliche Bemühungen um mehr heimatliche Wirklichkeit geraten sehr leicht auf diese Gleitfläche, die eigenen Alltag und fremdes Business, Wirklichkeit und Ideologie verbindet. Da bemühen sich Architekten, in harter Diskussion und mit sorgfältiger Planung, um «Regionalismus im Bauen», um heimatliche Anklänge im Stil und in der Funktion der Häuser. Aber am schnellsten lernt die Lektion die große Fertigbaufirma: sie hat bald ihre Landschaftstypen mit friesischem Reetdach und mit alpenländischem Umlaufbalkon, und sie liefert beides auch nach Köln oder Frankfurt oder Stuttgart. Damit aber landet diese Bemühung ungewollt im fragwürdigen Heimatrummel, für den es viele Beispiele gibt: Eine große Zigarettenfirma schreibt einen Preis aus für die Förderung lebendigen Brauchtums, das sie dann in der Reklame verwendet. Banken veranstalten in ihren Betonsilos heimatliche Dialekttage. Kaufhäuser richten Verkaufswochen «Unsere Heimat» ein – und so weiter. Kurz: Heimat ist zum frei verfügbaren Fertigteil geworden, zum ziemlich beliebig einsetzbaren Ornament. Es mag sein, daß auch seriöse Institutionen – wie der Schwäbische Heimatbund – von dieser Konjunktur profitieren, daß es jedenfalls ein Leichtes wäre, sich hier anzuhängen. Aber die Aufgabe des Heimatbundes ist es, einen anderen, volleren Heimatbegriff zur Geltung zu bringen.

Formen des Zusammenlebens entwickeln,
die heimatlich genannt werden können

Mit dieser Feststellung renne ich glücklicherweise ziemlich offene Türen ein, und die Verfolgung dieser Aufgabe kann inzwischen auch auf gute Resonanz hoffen. Inzwischen ist es nämlich vielen deutlich geworden, daß Heimat oft erst nach den schlimmsten Kahlschlägen ausgerufen wurde, daß man nämlich dann die häßlichsten Blößen mit Heimat-Toupets zu kaschieren suchte: monumentale Betonbunker mit historischem Fachwerk, monströse Straßenkreuzungen garniert mit sozialem Kriechgrün und pflegeleichten Bäumchen, das Allerweltsgetriebe von Städten und Dörfern scheinbar individualisiert durch Tracht und Brauch.

Gegen einen solchen verkürzten Heimatbegriff hat sich Widerstand formiert. Es gibt inzwischen viele Ansätze zu einer langwierigen, zähen Arbeit, deren

Ziel es ist, Orte und Landschaften zur Heimat zu machen, Heimatstrukturen und nicht Heimatkulissen in den Alltag hineinzutragen, Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, die heimatlich genannt werden können. Es gibt Geschichtswerkstätten und Geschichtsvereine, die am eigenen Ort auf Spurensuche gehen und auch in den jüngsten Schichten der Vergangenheit (nicht nur in der ungefährlichen Vorzeit) graben. Es gibt eine neue Heimatliteratur, die weit entfernt ist von der romantisierenden Vorspiegelung heiler Welten, und es gibt einen neuen Typus des Heimatfilms, der die Probleme nicht wegretouchiert, sondern ernst nimmt und eben dadurch Heimat erschließt.

Vor allem aber gibt es praktische Bemühungen um Lebensformen, die das Etikett Heimat verdienen. Es gibt Versuche, Kultur von einer abgehobenen, ritualisierten Veranstaltung in lebendige Kommunikation überzuführen und dabei auch die eigene lokale und regionale Kultur stärker zur Geltung zu bringen – Heimatkultur. Es gibt Bürgerinitiativen, welche der von Sachzwängen und «Sachzwängen» bestimmten Planung ihre Heimatvorstellungen konfrontieren. Und es gibt in manchen Städten und Dörfern inzwischen Koalitionen jenseits der traditionellen Schubfächer der Politik, etwa im Zeichen einer ökologischen Heimatorientierung.

Unabhängigkeit befähigt den Heimatbund,
sich gegen die Discountheimat zu wehren

Weil aber im allgemeinen in den Parteien die Fraktionsdisziplin zu starr und lähmend, in den Verwaltungen die Strukturen zu unbeweglich sind für solche Initiativen und Aktionen, braucht es unabhängige Zusammenschlüsse wie den Heimatbund. Er gehört in die Nachbarschaft solcher vernünftiger Heimatbemühungen, in die Landschaft unorthodoxer und vitaler Gegenströmungen zur Discountheimat, die den Menschen nicht mehr genügt. Der Schwäbische Heimatbund wird sich auch künftig zu wehren wissen gegen die Versuche, Heimat aufs Nur-Ornamentale zu reduzieren; er wird sich auch künftig gegen die Halbierung von Heimat wenden. Die Aufgabe, die gestellt ist, läßt sich in vier Forderungen zusammenfassen:

– Heimat, das sind nicht einzelne Zeichen, sondern das ist eine anspruchsvolle Etikettierung des Ganzen. Das Prinzip des Ensembleschutzes reicht über die Denkmalpflege zusammenhängender Baugruppen hinaus. Es geht überhaupt nicht nur um Äußeres, nicht nur um schöne Fassaden, sondern um das, was sich dahinter abspielt.

– Heimat kann nicht mehr definiert werden über

die Gnade der langen Seßhaftigkeit. Heimat, die sich in unserer mobilen, die Menschen durcheinander wüfelnden Zeit gegen die Fremden und das Fremde kategorisch abgrenzt, verdient diesen Namen nicht. Heimat ist eine Frage des Zusammenlebens, und wir tun gut daran, uns zu öffnen für Impulse von außen, für neue Formen lebendiger Kultur, auch wenn diese nicht mit Neckarwasser getauft sind.

– Heimat – das ist weder nur die dörfliche Welt, noch ist es allein der Erholungsraum der Bürger. In die Definition von Heimat sind alle Schichten einzubeziehen; nur was zwischen den Bedürfnissen aller gesellschaftlichen Gruppen ausgehandelt wird, hat Aussicht auf Bestand.

– Schließlich: Heimat ist nicht nur das Vergangene, sondern auch Gegenwart und Zukunft. In einer Zeit rasanten Wechsels und Umbruchs gibt es gute Gründe, darüber zu wachen, daß in unseren Wegwerfkreislauf nicht auch sehr substantielle und immer noch stabile Güter einbezogen werden. Insofern hat die Berufung auf Tradition ihren Sinn und ihr Recht. Aber es geht auch darum, dem Neuen sinnvolle Strukturen und gute Formen zu geben. Was in seinen fruchtbarsten und kräftigsten Phasen in der achtzigjährigen Vergangenheit das ungeschriebene Motto des Schwäbischen Heimatbunds war, kann auch die Maxime für die Zukunft bleiben: Erhaltung und Gestaltung.

Der Peter-Haag-Preis 1989 – Private Denkmalerhalter ausgezeichnet

Ulrich Gräf

Die Verleihung des Peter-Haag-Preises 1989 am 8. Oktober vergangenen Jahres im Schloß Haigerloch gibt Anlaß, die Preisträger vorzustellen. Es fiel dieses Mal der Jury ausgesprochen schwer, aus der großen Zahl von Bewerbungen eine sachgerechte Auswahl zu treffen, wurde doch eine Vielzahl von denkmalpflegerisch guten und beispielhaften Hausrenovierungen dem Schwäbischen Heimatbund als preiswürdig vorgeschlagen. Obwohl der Peter-Haag-Preis auf jährlich drei Preisträger begrenzt ist, hat sich die Jury spontan entschlossen, ausnahmsweise fünf Preise zu vergeben. Einmal um der Vielzahl guter Bewerbungen gerecht zu werden, vor

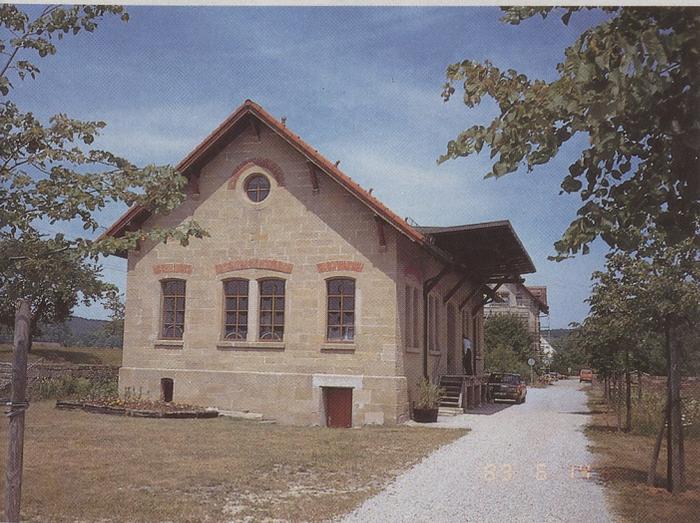
allem aber auch, um das breite Spektrum vorbildlich renovierter Objekte zu erfassen. So würdigt der Peter-Haag-Preis 1989 Gebäude vom Güterschuppen über einen historischen Garten, eine großbürgerliche Villa und ein mittelalterliches Fachwerkhaus bis hin zu einem Schloß.

Einige der Preisträger waren über ihre Auszeichnung verwundert, hatten sie sich doch gar nicht selber beworben. Dies rührt daher, daß der Schwäbische Heimatbund zunehmend von den unteren Denkmalschutzbehörden, die ja vor Ort tätig sind und am besten die frisch renovierten Gebäude kennen, Vorschläge für Bewerbungen erhält. In der Regel liegen auch gleich die wichtigsten Daten zu den Gebäuden bei, so daß die Jury sich ein umfassendes Bild machen kann. Ich denke, daß die Überraschung derjenigen, die sich nicht selber beworben haben, inzwischen in Freude und einen gewissen Stolz umgeschlagen ist.

Güterabfertigungsschuppen
Bahnhof Ellrichshausen

Der Eigentümer Rudolf Wagner frönt einem Hobby, das eigentlich der Kindertraum vieler ist: viele eigene und vor allem schöne Autos zu besitzen und

Ansicht des Güterabfertigungs-Schuppens beim Bahnhof Satteldorf-Ellrichshausen.



diese nicht nur als Spielzeugautos, sondern so richtig zum Herrichten, Anschauen und auch Benutzen.

Auf der Suche nach einer geeigneten Unterbringung für seine Schätze stieß er auf den verwaisten Güterabfertigungsschuppen beim Bahnhof Ellrichshausen, der still und leise vor sich hingammelte. Gemeindeverwaltung und auch die Bundesbahn dachten schon intensiv über einen Abbruch nach. Man hielt Rudolf Wagner in seinem Ort für ein bißchen überspannt, sich mit so einem «alten Glomp» zu belasten. Er wurde deshalb nicht weiter unterstützt und gefördert, eher in seinem Anliegen behindert und mit unsinnigen Ratschlägen versehen. So kam es, daß Rudolf Wagner ein relativ großes Gebäude in Eigeninitiative erhalten und wieder in standgesetzt hat und es durch die Nutzung als kleines privates Automuseum auch öffentlich zugänglich hält.

Aus dem Dornröschenschlaf erweckt, dokumentiert dieses Gebäude heute, mit welcher Qualität damals selbst in ländlichen Gemeinden gebaut wurde. Der Güterabfertigungsschuppen des Bahnhofs Ellrichshausen, ehemals eine wichtige Verladestation für die Viehzucht der hohenlohischen Bauern, wurde 1874 für die Bahnstrecke Crailsheim–Ansbach–Nürnberg durch Georg von Morlok gebaut, einen Architekten, der nicht nur durch die Mitarbeit beim Bau der württembergischen Eisenbahnen einen festen Platz in der Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts hat. Das Gebäude ist in handwerklich-qualitätsvollem Quadermauerwerk mit hohen Segmentbogenfenstern ausgeführt.

Einfach und konstruktiv sauber zeigt sich die offene Holzkonstruktion im Inneren. Das Gebäude ist zusammen mit dem Bahnhof einer der letzten wichtigen Vertreter in der Bauphase der Verdichtung des württembergischen Streckennetzes, der noch in der Tradition des repräsentativen Bahnhofbaues der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts steht.

Durch die Nutzung als Ausstellungsraum für seine gesammelten Schätze hat Rudolf Wagner dieses Gebäude wieder einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ein Besuch lohnt sich, wenn man an Bahngebäuden Interesse hat; es lohnt sich aber genauso, um sich liebevoll gepflegte und fahrtüchtige Autos und Motorräder anzusehen, sozusagen technische Kulturdenkmäler im Baudenkmal.

Blick auf ein Fenster mit originaler Ornamentverglasung in der Villa Richard-Wagner-Straße 1 in Stuttgart.

Rechte Seite: Außenansicht dieser Villa.

Der Hängergarten von Schloß Neufra

Was tut man, wenn man in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Italienreisen zurückkehrt und sich auch einen dieser gerade erlebten, ganz modernen, schönen Renaissance-Gärten anlegen möchte, aber direkt vor seinem Schloß in Neufra bei Riedlingen keine ebene Fläche zur Verfügung hat? Vor diesem Problem stand Georg Graf von Helfenstein um 1560. Das Gelände wurde umgeformt, Substruktionen nach italienischen Vorbildern gebaut, die durch in den Hang hineingebaute Gewölbe die gewünschte ebene Fläche zur Gartengestaltung herstellen. Die Beschreibung dieser Konstruktion erfolgte bereits im Heft 1989/3, Seite 255f.

In überlieferten Plänen ist diese Gartenanlage dargestellt, die als Hängergarten von Schloß Neufra be-



kannt wurde. Jene Pläne bildeten die Grundlage für die Wiederherstellung der inzwischen baufällig gewordenen konstruktiven Stützmauern und Gewölbe, wie auch für die formale Gestaltung des historischen Gartens mit seinen Beeten, Wegflächen und Pflanzen.

Eigentlich war das Gartengelände in unseren Tagen für eine Wohnbebauung vorgesehen. Unter großem persönlichen Einsatz ist es Waltraud Johannsen und ihrer Familie gelungen, den ehemals von 1569 bis 1573 von Graf Georg von Helfenstein angelegten Hängergarten von Schloß Neufra zu rekonstruieren und einer interessierten Öffentlichkeit kostenlos zugänglich zu machen.

Heute präsentiert die Gartenanlage einen Zustand des 19. Jahrhunderts, nach einem Plan des Werkmeisters Alex Baur von 1827. Auf dem Grundriß der

Renaissanceanlage erfolgte damals die formale Fortschreibung des Gartens im Sinne des Klassizismus. Die Entscheidung zur Rekonstruktion dieser nachweislich ausgeführten Gartenanlage mit ihren heute noch erhaltenen Ecktürmchen erfolgte aufgrund der guten Quellenlage und der erhaltenen Architekturteile, die in der Barockzeit hinzukamen und den früheren Garten fortschreiben.

Der Hängergarten von Schloß Neufra ist eine für die Gartendenkmalpflege wichtige und beispielhafte Anlage. Daß die Erneuerung von einem privaten Eigentümer unter großen persönlichen Opfern geleistet wurde, ist besonders hervorzuheben.

Villa Richard-Wagner-Straße 1 in Stuttgart

Eine 1910 bis 1911 errichtete Villa in repräsentativer Ecklage und in guter Wohnlage zeichnet sich durch großzügige Wohngrundrisse und meist für heutige Begriffe aufwendige Ausstattung aus. In der Regel waren für solch große Villenbauten eine Reihe von Dienstboten für den Betrieb und Unterhalt vonnöten.

Die Architekten Kaiser & Weippert erbauten die Villa in einer Zeit der Reformbewegung des bürgerlichen Bauens. Von daher ist die schon reduzierte Formensprache nach dem überladenen Historismus der Gründerzeit als direkte Entwicklungslinie zum modernen Bauen nach dem Ersten Weltkrieg zu werten, wenngleich die Grundrisse noch durchaus der Gründerzeit verpflichtet sind.

Heutzutage sind Villenbauten wie die Richard-Wagner-Straße 1 als Wohngebäude nur noch in den seltensten Fällen entsprechend ihrer Anlage und Ausstattung zu nutzen, und zumeist führt dann das Bestreben, aus den großen Wohnungen aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus kleinere Einheiten zu schaffen, zum weitgehenden Verlust an denkmalpflegerisch wichtiger Substanz.

Eine sinnvolle Alternative dazu ist die hier vorgeschlagene Mischung von Wohn- und Bürogebäude, eröffnet sie doch durch die neue Nutzung der Beletage mit Büroräumen die Möglichkeit, den großzügigen Wohngrundriß zu erhalten und weiterzutradieren.

Mit großer Akribie in den Ausstattungsdetails und weitgehender Erhaltung des historischen Grundrisses ist es Hans-Jörg Schempp gelungen, die Atmosphäre und die reiche Ausgestaltung einer großstädtischen Villa von 1910 zu erhalten. Durch die Wiederherstellung der Jugendstilfenster, der Stuckdecken und Teilen der Innenausstattung und trotz Umnutzung der ehemaligen großzügigen Wohnungen in Büroräume veranschaulicht das Gebäude



sehr eindrücklich die großbürgerliche Wohngestaltung der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Ehemalige Lateinschule,
Kirchplatz 7, in Markgröningen

Das Gebäude Kirchplatz 7 in Markgröningen hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich und heute im frisch renovierten Zustand wieder eine neue Epoche vor sich.

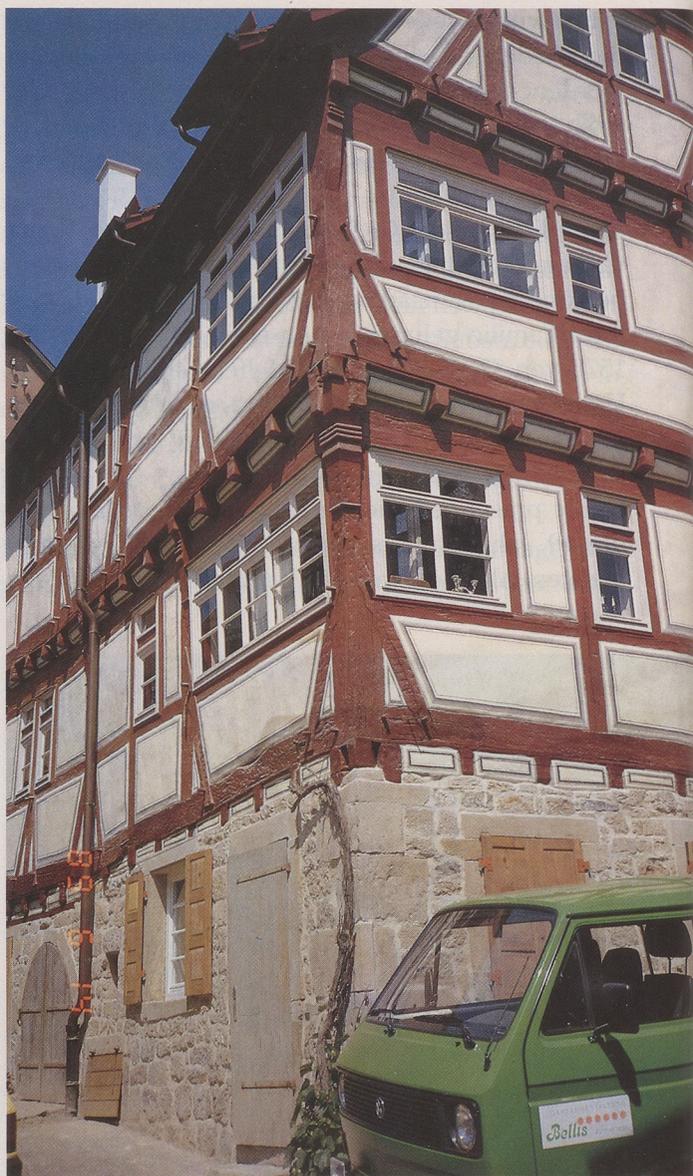
Bei den Markgröningern ist das Gebäude als «Alte Sakristei» stadtbekannt, war es doch über hundert Jahre lang als Wirtschaft unter diesem Namen ein beliebter Einkehrort. Man erinnert sich aber auch noch an die Nutzung davor, und deshalb ist in Markgröningen auch der Begriff «Alte Lateinschule» durchaus geläufig. Bis 1806 war in diesem Gebäude die Lateinschule der Stadt Markgröningen untergebracht, die bereits 1354 ihre erste Erwähnung fand.

Das Gebäude Kirchplatz 7, das jetzige Wohnhaus Derpa, wurde aber wohl ursprünglich gar nicht als Schulhaus, sondern eher als Wohnhaus gebaut. Das Erbauungsdatum ist aufgrund der dendrochronologischen Untersuchung auf das Jahr 1486 anzusetzen. Aufgrund der unmittelbaren Nachbarschaft zur Bartholomäuskirche ist wohl die Umnutzung zur Lateinschule erfolgt; wann, das wissen wir nicht.

Vom Fachwerk des späten 15. Jahrhunderts hat sich an den Fassaden erstaunlich viel originale Substanz erhalten mit Schwellen, Pfosten und verplatteten Streben. Dazu gehören die heute wiederrekonstruierten Ansichten mit Fensterbändern und mit in Zweiergruppen angeordneten Einzelfenstern. Sie waren Anfang des 19. Jahrhunderts beim Umbau des Gebäudes zur Gaststätte durch symmetrisch angeordnete Einzelfenster ersetzt, und das Fachwerk war verputzt worden.

Im Zuge der Renovierung des Gebäudes kamen zwei Alternativen zur Fachwerkerneuerung in Frage: Belassen des historischen Zustandes von 1806 und Verputzen des Fachwerks als wichtige historische Schicht in der Geschichte des Gebäudes oder Rückführung der Konstruktion soweit erforderlich auf das ursprüngliche Gefüge des 15. Jahrhunderts.

Zum Glück wurde die Entscheidung für die teilweise Rekonstruktion des ursprünglichen Erscheinungsbildes durch den Bauzustand leicht gemacht, konnte sich doch kaum einer mit dem Wiederverputzen anfreunden. Die Hölzer der Umbauphase von 1806 waren einerseits an der Fassade so weit zerstört, daß sie bis auf wenige Reste komplett hät-



Fassadenausschnitt der früheren Lateinschule, Kirchplatz 7, in Markgröningen.

Unten: Blick in das Bohlenzimmer in der einstigen Lateinschule mit den ablesbaren Bohlenbalken über der Tür.



ten erneuert werden müssen; somit waren auf jeden Fall neue Elemente notwendig. Zum anderen war es aus statischen Gründen sinnvoll, das konstruktive Gefüge auf den früheren Zustand zurückzuführen. Es wurde zwar 1806 nicht allzu viel geändert, die Änderungen waren indes auch nicht qualitativ durchgeführt.

Trotz dieser Grundtendenz wurde vor allem im Inneren der Versuch gemacht, wertvolle historische Bauteile aus unterschiedlichen Zeiten zu erhalten und in das neue Nutzungskonzept zu integrieren. Besonders hervorzuheben ist das Engagement des Bauherrn, der Familie Derpa, und seiner Architekten im Umgang mit historischen Materialien und Handwerkstechniken. So wurden wieder Wände aus Lehmziegeln oder Flechtwände hergestellt, Kaltputze traditionell verarbeitet und nach alten Rezepten Farben angerührt.

Die Hölzer des Fachwerks wurden mit Ochsenblutfarbe unter Verwendung von Blut gestrichen. Die Denkmalpfleger sind natürlich sehr gespannt, wie lange sich diese Farbe hält und wieweit sie sich in den Belastungen der heutigen Zeit bewährt, sind doch solche Erfahrungen wichtig für die Auseinandersetzung mit den chemischen Industrieprodukten.

Die Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes sind der Überzeugung, daß die Entscheidung zur Erneuerung des Fachwerks im Sinne der ursprünglichen Konstruktion vertretbar und richtig ist, stellt doch dieses Fachwerkhaus mit seinem weitgehendstimmigen Erscheinungsbild des späten 15. Jahrhunderts einen wichtigen Bau in der denkmalgeschützten historischen Gesamtanlage der Stadt Markgröningen dar.

Schloßanlage Haigerloch

Eine Schloßanlage zu bauen, war für einen Fürsten eine Lebensaufgabe. Spätere Generationen haben oft daran noch weitergebaut und die Anlage vervollständigt. Dies trifft in hohem Maße auch für die hohenzollernsche Schloßanlage in Haigerloch zu mit ihren herrschaftlichen Gebäuden vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert.

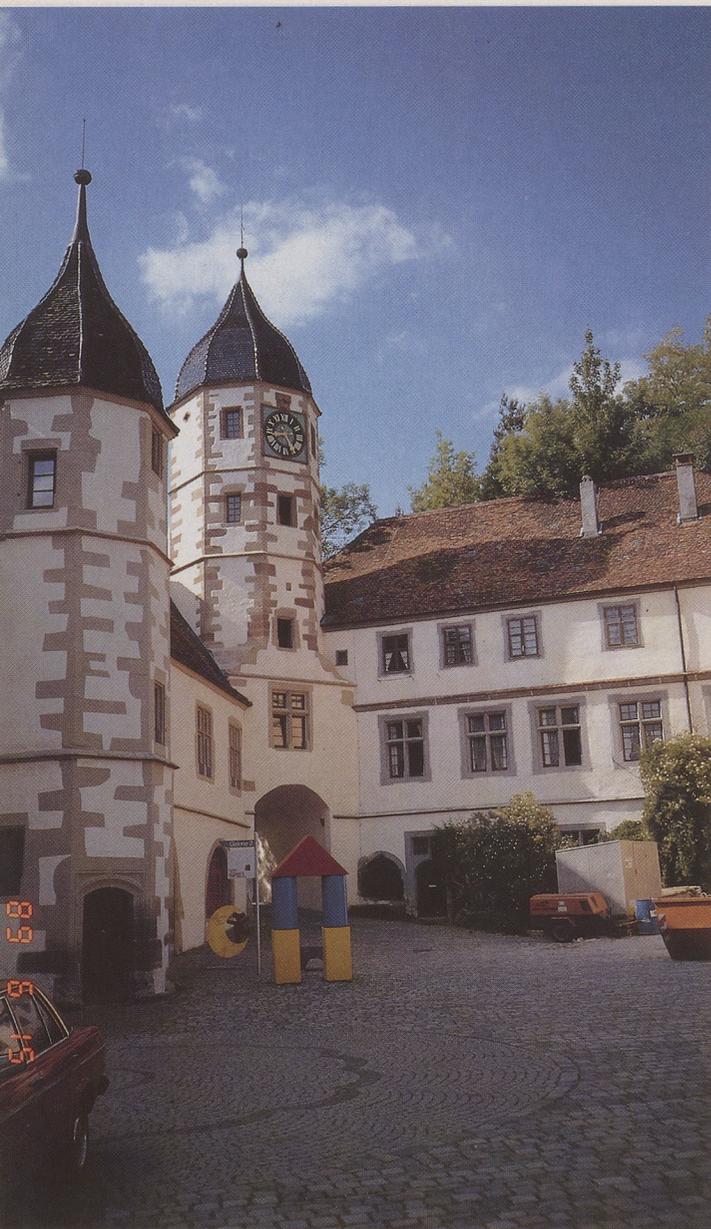
Heute ist es für den neuen Besitzer eines Schlosses von der Größe wie in Haigerloch eine Lebensaufgabe, solch eine Anlage zu erhalten, zu pflegen, neu zu nutzen und damit weiter zu tradieren. Dieser Aufgabe hat sich Paul Eberhard Schwenk gestellt. Seine Verbundenheit mit dem Schloß geht sogar schon so weit, daß ihm bereits der Schloßgeist über den Weg gelaufen sein soll; er hörte seine Schritte, zu fassen bekam er ihn allerdings bisher noch nicht.



Eingangsbereich der zum Theatersaal umgebauten ehemaligen Zehntscheuer des Schlosses Haigerloch.

Zwei Architekturphasen treten in der Bauentwicklung der Haigerlocher Anlage besonders hervor: Um 1580 hat Graf Christoph von Hohenzollern das mittelalterliche Schloß verlängert und neue Gebäude zur Schloßanlage zusammengefügt. Nach 1662 folgten unter Fürst Meinrad I. von Hohenzollern-Sigmaringen und später Umbauten und Neubauten, die das Erscheinungsbild vor allem des heute als malerisch empfundenen Innenhofs prägten. Das Innere der ehemaligen Zehntscheuer veranschaulicht mit Bauteilen wie dem Treppen- oder Glockenturm oder den Dach- und Deckenkonstruktionen bis heute diese Bauphasen.

Paul Eberhard Schwenk ist es in den vergangenen vierzehn Jahren gelungen, durch die vielseitigen neuen Nutzungen der einzelnen Gebäude den



Schloßkomplex wieder zum Leben zu erwecken. Der Ausbau zu einem kulturellen Zentrum und Tagungsort ist sein Verdienst, ebenso der Einbau eines Theatersaales in die ehemalige Zehntscheuer, der in harmonischem Einklang mit der früheren Nutzung und der schönen Holzkonstruktion steht.

Den ehemaligen Schloßgebäuden wurden, soweit das unter neuen Nutzungsansprüchen möglich ist, ihrer ehemaligen Funktion gemäß neue Nutzungen zugeordnet. Die zum Teil sehr wertvolle Bausubstanz mit originalen kassettierten Dielenböden, steinernen, profilierten Treppen, ornamentalen und figürlichen Stuckdecken in Wessobrunner Art sowie Ausstattungen mit Öfen, Türen oder Lamberien wurde erhalten und soweit notwendig schonend erneuert.

Die an die Preisverleihung anschließende Besichtigung der Zehntscheuer gab die Möglichkeit, sich ein eigenes Bild zu machen vom denkmalpflegerisch beispielhaften Umgang mit dem Altbau, wie es in der Satzung zum Peter-Haag-Preis des Schwäbischen Heimatbundes verlangt wird.

Blick auf die ehemalige Zehntscheuer und den Zugang zum heutigen Schloßhof des Schlosses Haigerloch.

PETER-HAAG-PREIS 1990

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND vergibt seit 1978 den Peter-Haag-Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten. Auch 1990 soll dieser Preis wieder verliehen werden. Er erinnert an den Schorndorfer Architekten Peter Haag, der sein Wissen, seine Phantasie und Gestaltungskraft in den Dienst der stilvollen Erhaltung historischer Bausubstanz gestellt hatte.

Gemäß der Satzung des Preises dürfen nur Objekte in privatem Eigentum ausgezeichnet werden. Jedermann ist berechtigt, Vorschläge für eine solche Auszeichnung einzusenden, auch die Eigentümer selbst können sich um den Preis bewerben. Die Vorschläge sollten versehen sein mit kurzen Erläuterungen und Fotos, die eine Beurteilung der denkmalpflegerischen Leistungen ermöglichen. Geschichte und Baugeschichte des jeweiligen Gebäudes sind, wenn möglich, aufzuzeigen und Pläne beizulegen. Die Objekte müssen im Bereich unseres Vereinsgebietes liegen, also in den ehemals württembergischen und hohenzollerischen Landesteilen.

Die Vorschläge richten Sie bitte bis Ende April 1990 an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1. Anfrage unter Tel. (0711) 221638.

Mir geht es darum, das heute sehr geläufige Thema «Stadtgestalt» mit dem Begriff «Stadtgehalt» zu verknüpfen. Mein diffuses Unbehagen beim Durchwandern alter Städte oder Dörfer hat, wie ich glaube, sehr viel damit zu tun, daß die Straßen und Häuser und Plätze etwas ganz anderes erzählen als der mehr oder minder emsige Betrieb, der dort herrscht: Gestalt und Gehalt fallen oft auseinander. Je nach Perspektive werden die Gemäuer zur Kulisse oder das Leben zur Inszenierung eines Stücks, das eigentlich nach ganz anderen Requisiten verlangt.

Es ist kein Zufall, daß jeder Versuch, die komplexen Aspekte stadträumlicher Objektplanung und sozio-ökonomischer Strukturplanung gleichzeitig ins Auge zu fassen, immer irgendwo Argwohn oder Verlegenheit ausgelöst hat. Schnell ist man bei den Themen Macht und Geld, bei Stichworten wie Eigentum und Rendite oder Spekulation; sogenannte Sachzwänge und Rahmenbedingungen türmen sich auf, denen die steinerne Stadt und ihre Gestalt relativ gleichgültig ist, nie aber das, was in ihr geschieht.

Es ist leichter, an Gebäuden herumzubasteln, als soziale Strukturen zu kurieren

Kurzum – es war immer einfacher, an Häusern herumzubasteln als am Gemeinwesen. Häuser sind etwas Konkretes, sie sind schön oder nicht, stabil oder hinfällig. Darüber kann man sich leicht verständigen, auch über technische Zielsetzungen bei Reparatur und Umbau. Abstrakt dagegen ist ein Gemeinwesen; und heikel ist es, seine Entwicklung zu beeinflussen.

Nach der Studentenrevolte, Anfang der siebziger Jahre, hatte eine «linke», von Wunschen belastete Stadtsoziologie Konjunktur. Gleichzeitig betrieb man in den Kommunen Kahlschlagsanierung; und die Architekten bemühten sich, luftigen Soziologenjargon zu lernen, statt gute Architektur zu machen. Etwas später war dann, wie man weiß, die Luft aus dem Jargon raus. Kein Mensch wollte mehr etwas von Sozialforschung und Sozialplanung wissen. Dafür brach der Formalismus in der Architektur aus – vielleicht auch als Reflex auf die mittler-

weile etwas schonenderen Erneuerungsstrategien in den Gründerzeitquartieren der Städte und den aufblühenden Denkmalschutz allgemein. Es schien zunächst, als erübrige sich die theoretisch anmutende Frage nach Sozialstrukturen und sozialem Wandel im Licht einer anspruchsvoller gewordenen Planungs- und Entwurfspraxis und unter dem Aspekt einer aufwendigen Städtebauförderung. Heute ist man schlauer: Daß die Stadtsoziologie doch etwas mehr ist – oder hätte sein können – als eine Gaunersprache der Intellektuellen, wird uns spätestens klar, wenn wir einmal genauer hinschauen, wo die rechtslastige Bauernfängerei der sogenannten Republikaner bei Wahlen reichlich Früchte trägt. Es sind zum Beispiel Stadtquartiere, die in den sechziger und siebziger Jahren fix mal eben auf die grüne Wiese gestellt wurden – anfangs gefüllt mit Kleinbürgern und Kleinkindern, mittlerweile zu hohen Anteilen bewohnt von sozialen Randgruppen, Arbeitsimmigranten, Asylanten und Jugendlichen, die gern mal Zoff machen. Die Infrastruktur ist bis heute nicht befriedigend, dafür werden die Mietskasernen mit staatlichen Fördermitteln etwas auffrisiert – da ein neuer Eingang, dort etwas Farbe auf den Beton, hier ein paar Bänke in die Mitte als Bürgertreff.

Wenn man Fragen der Stadtgestalt mit inhaltlichen Problemen verknüpft, schrumpft so manche Diskussion um das Gelingen einer postmodernen Hausecke, eines Dachabschlusses in High-Tech-Ästhetik oder um die Erhaltungswürdigkeit eines wurmstichigen Fachwerkbalkens zur absurden Beckmesserei. Welche Frage stellt sich denn wirklich? Ich glaube, es geht letztlich um die Identität einer Stadt, eines Stadtteils oder eines Dorfes. Um eine Identität, die sich über längere Zeit hinweg behaupten können muß in einem Spannungsfeld von Stabilität und Wandel. Wir haben uns angewöhnt, diese Identität eben in Gestalt alter Häuser in die Zukunft zu retten: Der Rahmen wird restauriert, das Bild darin aber je nach Bedürfnis retuschiert, überpinselt oder gar ausgetauscht.

Italo Calvino: Was macht die Identität einer Stadt aus?

Bevor ich Sie erschrecke mit überspitzten Behauptungen wie «Rothenburg ist langweilig» – «Heidelberg ist in der Sanierung untergegangen» – «Frankfurt heißt nur noch so» – «Der Stuttgarter Westen ist

* Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1989 anlässlich der Übergabe der Peter-Haag-Preise für beispielhafte private Denkmalpflege im Schloß Haigerloch.

bald tot», möchte ich Ihnen zwei ganz kurze Texte vorlesen, die aus Italo Calvinos phantastischem Büchlein *Die unsichtbaren Städte* stammen. Sie beantworten die Frage nach der Identität einer Stadt und nach dem, was Stadt ausmacht, viel besser als jede gelehrte Abhandlung. Der Autor läßt Marco Polo, den es nach China verschlagen hat, dem Mongolenkaiser von den Städten seines Heimatlandes erzählen.

In Maurilia wird der Reisende eingeladen, die Stadt zu besichtigen und zugleich gewisse alte Ansichtskarten zu betrachten, die zeigen, wie sie früher war: genau derselbe Platz mit einem Huhn anstelle des Autobusbahnhofs, dem Musikpavillon anstelle der Überführung, zwei Fräulein mit weißem Sonnenschirm anstelle der Munitionsfabrik. Um die Einwohner nicht zu enttäuschen, muß der Reisende die Stadt auf den Ansichtskarten loben und sie der heutigen vorziehen, jedoch darauf bedacht sein, das Bedauern im Rahmen genauer Regeln zu halten: zugegeben, daß Großartigkeit und Wohlstand des zur Metropole gewordenen Maurilia, mißt man diese an dem alten provinziellen Maurilia, keinen Ersatz für eine gewisse verlorene Grazie bieten können, die allerdings auf den alten Karten nur jetzt gewürdigt werden kann, während man, das provinzielle Maurilia vor Augen, an Anmutigem wahrhaftig nichts sah und davon heutzutage noch weniger als nichts sehen würde, wenn Maurilia genauso geblieben wäre, und daß jedenfalls die Metropole noch diesen zusätzlichen Reiz bietet, daß man an Hand dessen, was sie geworden ist, mit Nostalgie an das denken kann, was sie gewesen ist.

Hütet euch, ihnen zu sagen, daß zuweilen verschiedene Städte auf demselben Boden und mit demselben Namen aufeinander folgen, entstehen und vergehen ohne gegenseitige Mitteilbarkeit. Manchmal bleiben auch die Namen der Einwohner und der Klang der Stimmen und sogar die Gesichtszüge die gleichen; doch die Götter, die unter den Namen und über den Orten thronen, sind wortlos gegangen, und an ihrer Stelle haben sich fremde Götter eingenistet. Unnützlich zu fragen, ob sie besser oder schlechter sind als die alten, da es zwischen ihnen keinerlei Beziehung gibt, wie auch die alten Ansichtskarten nicht Maurilia darstellen, wie es war, sondern eine andere Stadt, die zufällig auch Maurilia hieß wie diese.

Zuweilen, sagt Italo Calvino, geht in manchen Städten die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart verloren: zuweilen und nicht immer, nicht notwendigerweise. Aber wenn es passiert, sei die Ursache das Verschwinden der alten und das Auftauchen neuer Götter. Übersetzt man das aus dem Literarischen ins kommunale Fachchinesisch,

lautet die Feststellung: Stark veränderte Zielsetzungen in Lokalpolitik und Planungspraxis und eine dynamische Wirtschaftspolitik können – ohne daß sich auf den ersten Blick äußerlich viel verändert – eine Stadt in eine andere verwandeln. Eine Identität geht verloren, eine andere stellt sich ein. Ich komme nachher noch darauf zurück, was das für die Befindlichkeit der Bewohner bedeuten kann und wie abhängig diese Gefühle sind von der Geschwindigkeit des Wandels.

Erst noch schnell die zweite Geschichte, etwas gekürzt, weil die Pointe schon mittendrin steht. Marco Polo erzählt von der Stadt Ersilia und woraus sie besteht. Ersilia ist sozusagen pure Struktur. Ein Gedanke, der heute besonders aktuell zu sein scheint; Sie kennen das Informatiker-Schlagwort von der Vernetzung.



Hauptstraße in der Heidelberger Altstadt: Japanische Schriftzeichen locken fernöstliche Touristen an.

Um die Zusammenhänge festzulegen, die das Leben der Stadt regeln, spannen die Einwohner von Ersilia Schnüre von Hauskante zu Hauskante, weiße oder schwarze oder weiß-schwarze, je nachdem, ob sie Beziehungen von Verwandtschaft, Warenverkehr, Autorität oder Vertretung bezeichnen. Sind es dann so viele Schnüre, daß man nicht mehr durchkommt, gehen die Einwohner fort: Die Häuser werden abgebaut; es bleiben nur die Schnüre und die Halterungen der Schnüre.

Von eines Berges Höhe, wo die Flüchtlinge aus Ersilia mit ihrem Hausrat kampieren, blicken sie auf das Gewirr von gespannten Schnüren und Stangen, das sich in der Ebene erhebt. Das ist noch die Stadt Ersilia und sie sind nichts. Den Bewohnern von Ersilia wurde ihre Umständlichkeit zum ständigen Verhängnis. Wir haben unsere sozialen Beziehungsmuster im Kopf gespeichert, in Regeln verankert und als Telefonkabel unter dem Pflaster installiert. Ähnlich dumm wie die Leute im Märchen verhalten wir uns nur im Verkehrswesen: Da ist, wie jeder weiß, kaum noch ein Durchkommen. Auch Staus sind eine Form der Verkehrsberuhigung. Weil ich hoffe, die beiden Geschichten haben meine Auffassung etwas deutlicher gemacht, daß die strukturelle, soziale Dimension der Stadt ihr Wesen, ihre Eigenart und ihre Qualität mindestens ebenso stark bestimmt wie die räumlichen und materiellen Dimensionen, kann ich auf meine überspitzten Behauptungen zurückkommen.

Die Heidelberger Altstadt gehört nicht mehr den Einheimischen – die fahren nach Mannheim

Nur weil es so schön ist: ich finde Rothenburg langweilig. Alles, was mir dort begegnet, ist darauf eingerichtet, mich als Touristen glücklich zu machen: die Häuser, die Leute in den Töpferstuben, in den Gaststätten, in den Läden, wo man Ritterrüstungen kaufen kann oder Postkarten. Man könnte einwenden, das Wesen der Stadt Rothenburg bestünde nun gerade in seinem Charakter als Touristenfalle – und tatsächlich ist das zutreffend. Aber die Lust an der Geschichte, die mich nach Rothenburg treibt, schlägt zurück. Eben weil ich weiß, daß Rothenburg einmal eine ganz normale Stadt war, möchte ich dort auch ein Stück Normalität erleben, eine nicht nur aufs Touristische gemünzte Alltäglichkeit, die es ja wohl irgendwann einmal gegeben hat. Dieser Wunsch ist der eigentlich romantische.

Ein anderes Beispiel: Heidelberg. Hier gab es anfangs Flächensanierungen, danach ging man sanfter um mit dem Häuserbestand. Dafür wurde die Bewohnerschaft der Altstadt mehr oder weniger ausgewechselt und die Struktur des Einzelhandels drastisch verändert. Verlorengegangen sind die al-

te Leute, die Kinder – weil man die Großfamilien aus den Mittelmeerländern zusammen mit billigem Wohnraum beseitigt hat – und die Studenten. Verschwunden ist auch eine ganze Reihe von Einzelhandelsgeschäften für den täglichen Bedarf; dafür wechseln in atemberaubendem Tempo die Jeans-Shops, Kettendrogerien und Delikateßboutiquen einander ab. Der neueste Hit sind Geschäfte ausschließlich für Japaner: Die Artikelbezeichnungen sind nur in japanischen Schriftzeichen angebracht. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß die Heidelberger Altstadt sich nach wie vor durch blühendes Leben auszeichnet, auch am späten Abend noch: Es handelt sich aber im wesentlichen um ein konsumfreudiges Landvölkchen aus der Umgebung und um Touristen. Wer als Heidelberger heute städtischen Betrieb sucht, der in seiner Authentizität mit dem in Heidelberg vor fünfzehn Jahren vergleichbar ist, fährt nach Mannheim – keine besonders schöne Stadt, aber eine mit Identität. Fragt sich, wann die Heidelberger auch sie zum Verschwinden gebracht haben werden.

Der gewaltigste Veränderungsdruck in den Städten geht wohl vom Anwachsen des Dienstleistungssektors aus. Wenn ich vorher behauptet habe «Frankfurt heißt nur noch so», dann zielt das auf die komplette Umkrepelung der Stadt innerhalb eines Jahrzehnts ab. Ich habe vor zehn Jahren dort gelebt und gearbeitet, und ich bin bei gelegentlichen, aber relativ häufigen Besuchen immer wieder verblüfft, wie rasant sich die Dinge dort verändern. Herren der Stadt sind jetzt die Yuppies, ein hochbezahltes Jungvolk, das einen citynahen Stadtbereich nach dem anderen übernimmt und einer atmosphärischen Sterilisation unterzieht. Ich gebe zu, daß mir selbst die immer gleich schicken italienischen Restaurants und französischen Bistros dort besser gefallen als die billigen Fast-Food-Ketten in Heidelberg für Touristen und Landeier aus der Umgebung; aber es schmerzt, wenn man in den Sachsenhäuser Apfelweinkneipen keine knorrigen Ureinwohner mehr findet, sondern nur noch lifestylepolierte Werbefritzen.

In zehn Jahren hat der Stuttgarter Westen 10000 Bewohner verloren

Ich gestatte mir in diesem Zusammenhang auch einen Hinweis auf die Entwicklung im Stuttgarter Westen und die dort angezettelte Hochhausdebatte, an der ja der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes nicht unbeteiligt ist: Man sollte sich, wie ich meine, sehr genau überlegen, was aus diesem noch einigermaßen intakten Stadtviertel wird,

wenn man dem Druck des Dienstleistungssektors nachgibt: Egal, ob die Büros sich horizontal in die Quartiere hineinfressen oder ob man sie aufeinanderstapelt. Einem Forschungsbericht der Bosch-Stiftung, der allerdings nicht mehr ganz taufrisch ist, entnehme ich, daß der Stuttgarter Westen in den Jahren zwischen 1977 und 1987 ungefähr 10 000 Einwohner verloren hat; dafür strömen täglich 30 000 Menschen in das Viertel hinein zu ihren Arbeitsplätzen. Mittlerweile dürften beide Zahlen noch um einiges höher liegen; ich überlasse es Ihrer Phantasie, was das für die Identität und die Heimatqualität dieses Viertels bedeutet.

Es gibt einen Kalauer, der lautet: Uhren haben keine Bremse. Lohnt es sich überhaupt, Zuständen nachzutruern, die von der Zeit überrollt, von der Entwicklung überholt worden sind? Zustände, die nur ungenau zu bestimmen sind, weil es sich um oft ganz flüchtige Beziehungsmuster handelt: ein paar Blicke, ein paar Geräusche, ein paar Grußworte. Die Antwort liegt, so glaube ich, in einer Gegenfrage, auf welche die Gesellschaft im Prinzip positiv reagiert hat: Lohnt es sich, alten Häusern nachzutru-

ern oder sie gegebenenfalls zu retten? Wir tun das längst. Und wenn es nicht nachteilig wäre für die knallharte, sogenannte sachliche Debatte im Kampf um Mittel und Personal, würden wir uns auch eingestehen können, daß es nicht nur wissenschaftliche Gründe dafür gibt, sondern daß die Motive zum guten Teil gefühlsmäßiger Natur sind. Der Denkmalschutz hätte nicht den Rückhalt in der Öffentlichkeit, wenn es nur um Wissenschaft und Bildung ginge: Die Leute wollen was fürs Herz. Man kann wohl sagen: mehr denn je. Die technisch-wissenschaftlich geprägte Zivilisation wird immer undurchschaubarer; das Tempo des Wandels beschleunigt sich, und wir sind – wie es seit kurzem heißt – eine Risikogesellschaft geworden. Es verschwinden die Verlässlichkeiten, es wachsen Ängste; oder sagen wir es anders: Es wächst die Zahl unangenehmer Prognosen, während man bei der Formulierung rosiger Zukunftsvisionen immer vorsichtiger wird. In diesem Zusammenhang wird eine stabile, Geborgenheit bietende Heimat immer wichtiger für den einzelnen. Man kann behaupten, daß Heimat nichts weiter ist als ein Vorgang der Vertrau-

Eine typische Hinterhofidylle im Stuttgarter Westen.





Blick auf die dichte Bebauung im Stuttgarter Westen in Richtung Kräherwald. In der Mitte die neuromanische Elisabethenkirche, im Vordergrund ein ehemaliges Fabrikgebäude, in dem jetzt der VVS seinen Sitz hat.

ensbildung, der sich an räumlichen und/oder sozialen Gegebenheiten festmacht. Nomaden verlassen sich mehr auf ihre Familienstruktur, wir sind auf beides angewiesen, auf Orte und vertraute Menschen: trotz oder gerade wegen unserer hohen Mobilität und wegen der Vereinzelung in Kleinfamilien.

Der als konservativ geltende Soziologe Niklas Luhmann hat sich als einer der ganz wenigen systematisch mit dem Phänomen Vertrauen auseinandergesetzt: als dem fundamentalen Mechanismus zur Bewältigung des Lebens, die er trocken als ständige Reduktion von Komplexität interpretiert. Der Jargon soll uns nicht stören; wichtig ist, daß Luhmann zwischen zwei Methoden der Reduktion von Komplexität unterscheidet: Der Ereignisbeherrschung und eben der Bildung von Vertrauen. Vertrauen, sagt er, wird nötig, wenn man die Dinge nicht im Griff hat – und richtig im Griff hat man sie nie. *Man wird damit rechnen müssen, daß Vertrauen mehr und mehr in Anspruch genommen werden muß, damit technisch erzeugte Komplexität in Zukunft ertragen werden kann.* Vertrauen ist in die Zukunft gerichtet, aber nur in einer vertrauten Welt möglich. Es bedarf der Geschichte als Hintergrundversicherung, wie Luhmann sagt: *Grundlage allen Vertrauens ist die Gegen-*

wart als dauerndes Kontinuum im Wechsel der Ereignisse, als Gesamtheit der Bestände, an denen Ereignisse sich ereignen können.

Ich übersetze das mal frei so: Ständig passiert etwas, es muß auch geschehen, aber ich würde mich gern so einrichten können, daß nicht zu viel passiert und ich den Überblick behalte. Dieses gleichzeitige Einrichten auf Wechsel und Dauerhaftigkeit ist nicht einfach. Es kommt darauf an, einen bekömmlichen Zeittakt zu finden, in dem die Dinge sich abspielen. Einfluß auf die Abfolge der Ereignisse hat man nur in einem engen, vertrauten Umfeld, wo man das Tempo wenigstens ein bißchen mitbestimmen kann: in der Familie, in der Wohnung, im Kreis der Freunde, am Feierabend in der Kneipe und so weiter. Genau deshalb ist dieses nahe Alltagsmilieu, der Kiez, wie die Berliner sagen, so wichtig. Dort klappt das, was ich die Vergemächlichung – nicht das Anhalten! – des sozialen Wandels nennen würde, im kleinen. Im großen bedürfte es dazu einer Art sozialer Denkmalpflege, die genau wie die herkömmliche Subventionen austeilern kann, die qualifiziertes Personal hat und ein Gesetz im Rücken. Das, was in den Stadtquartieren unter dem Titel Gemeinwesenarbeit läuft, halte ich für unzureichend, weil es sich allzu oft um kompensatori-

sche Strategien für Randgruppen handelt und nicht um eine ganzheitliche Politik, die der Dynamik der sozioökonomischen Entwicklung an den richtigen Punkten einen kleinen Dämpfer aufsetzt.

Berlin-Kreuzberg: Vorbild bei sozialer Denkmalpflege

Gibt es Beispiele für soziale Denkmalpflege oder wenigstens Ansätze dafür? Sie sind vorhanden, manche sogar im Baurecht verankert, was nicht immer zu erfreulichen Ergebnissen führt: Ich erinnere an Gerichtsurteile über die Zulässigkeit von Altenpflegeheimen in Wohngebieten. Seit einigen Monaten wehren sich gutsituierte Fellbacher Bürger gegen Wohnungsbauprojekte in der Nachbarschaft, in denen Aus- und Übersiedler wohnen sollen. Stichwort: Beeinträchtigung der Sozialstruktur. Unbedingt erwähnen sollte man die sogenannte behutsame Stadterneuerung im Berliner Stadtteil Kreuzberg, ein Projekt der Internationalen Bauausstellung. Hier wurde großmaßstäblich und recht erfolgreich versucht, einen verkommenen Bezirk so zu sanieren, daß der Anstieg der Mieten sich im Rahmen hielt und Umsetzungen vermieden wurden. Den Bewohnern wurden Mitspracherechte eingeräumt, soziale Brandherde wurden einigermaßen entschärft, Infrastrukturdefizite ausgeglichen, Selbsthilfe initiiert. Kurzum: Man sorgte dafür, daß die Bewohnerschaft Kreuzbergs wieder Vertrauen in die Zukunft ihres Stadtteils faßte. Allerdings funktionierte das Projekt wahrscheinlich nur aufgrund spezieller Umstände: Große Teile der Häuser befanden sich im Besitz städtischer Gesellschaften, Bundesmittel flossen reichlich, und die Sanierung wurde nicht von der Verwaltung, sondern von der IBA, der Internationalen Bauausstellung, gemagt. Trotzdem dürfen die in Berlin formulierten Grundsätze zur behutsamen Stadterneuerung als beispielhaft gelten: Es sind strategische Ziele, die sich im Grunde unabhängig von fiskalischen, baurechtlichen und wirtschaftlichen Richtlinien verfolgen lassen.

Ein exotisches Beispiel sozialen Denkmalschutzes: die ungemein lebendigen Souks in Nordafrika, mitten drin in den Städten, umgeben von modernen Hochhäusern und Nobelvierteln. Ich habe mich dafür interessiert, warum sie noch nicht wegsaniert wurden, und man hat mir gesagt, daß die Händler dort weitreichende Steuerprivilegien genießen. Ich wünschte mir eine ähnliche Regelung in Deutschland zugunsten kleiner Geschäfte für den täglichen Bedarf, die in traditionellen Wohnquartieren um ihr Überleben kämpfen.

Umwandlung von Mietwohnungen in Eigentumswohnungen – Verbot nicht durchzusetzen

Abschließend noch ein paar Worte zu der fortschreitenden Umwandlung von Mietwohnungen in Eigentumswohnungen. Mittlerweile machen sich auch die Städte darüber Sorgen und fordern eine Änderung des Einkommensteuer-Gesetzes dahingehend, daß Steuernachlässe beim Kauf alter Wohnungen wegfallen. Gefordert wird auch die Einführung einer Genehmigungspflicht beziehungsweise ein befristetes Verbot der Umwandlung.

Zweifellos würde es sich dabei um Maßnahmen zur Erhaltung bestehender Sozialstrukturen handeln, aber die Sache hat auch eine zweite Seite: Warum sollen weniger Betuchte davon abgehalten werden, verhältnismäßig billige Gebrauchtwohnungen zu erwerben? Daß nicht nur die Grundstücks- und Baupreise steigen können, sondern auch die Mieten, zeigt sich in den Großstädten. Manch einer muß sich dort eine Wohnung kaufen, weil er die Mieten nicht mehr bezahlen kann.

Politisch hat ein Umwandlungsverbot keine Chance. So wären wir auch schon bei der Gretchenfrage, welche Chancen eine soziale Denkmalpflege überhaupt haben würde, die auf bestimmten Eingriffsrechten und Planungs-Instrumentarien bestünde. Der Denkmalschutz, den es schon gibt, hat trotz aller Gesetze eine Menge Niederlagen einstecken müssen, und er nagt am Hungertuch. Das Bau- und Planungsrecht, mit dem die Kommunen arbeiten, ist auch besser als die Ergebnisse, die damit erzielt werden: Es wird nicht ausgeschöpft, eher wird es ausgehöhlt durch Befreiungen.

Ungeachtet dessen bin ich der Meinung, daß eine gewisse Milieusicherung, wie ich sie zu umreißen und zu begründen versucht habe, in den Städten wie in den Dörfern dringend nötig wäre. Meine Hoffnung ist, daß gerade die technische Pflege von Baudenkmalern Anstöße auch in die andere Richtung gibt: Eben weil sich manchmal Genugtuung mit Unbehagen mischt, wobei die Freude über eine intakte alte Anlage sich eben an dieser festmacht und vielleicht schon ein paar Schritte weiter durch neue Detail-Eindrücke überlagert wird. Aber ein Unbehagen, das etwa der grellen Aufmachung einer ganzen Fußgängerzone gilt, einer schlecht bespielten Kulisse, in der vielleicht wenige mißratene Bauten eine Reihe stiller hübscher Häuser dominieren: Das bleibt im Gedächtnis haften und kann nachdenklich machen.

Moderne Wohnbebauung im Stuttgarter Bohnenviertel, ein Beispiel für Leben und Wohnen in der Kernstadt.



P Parkplatz der
Fa. r. Binder

Kommt der Genossenschaftsgedanke aus Hall? *Gerd Wunder*

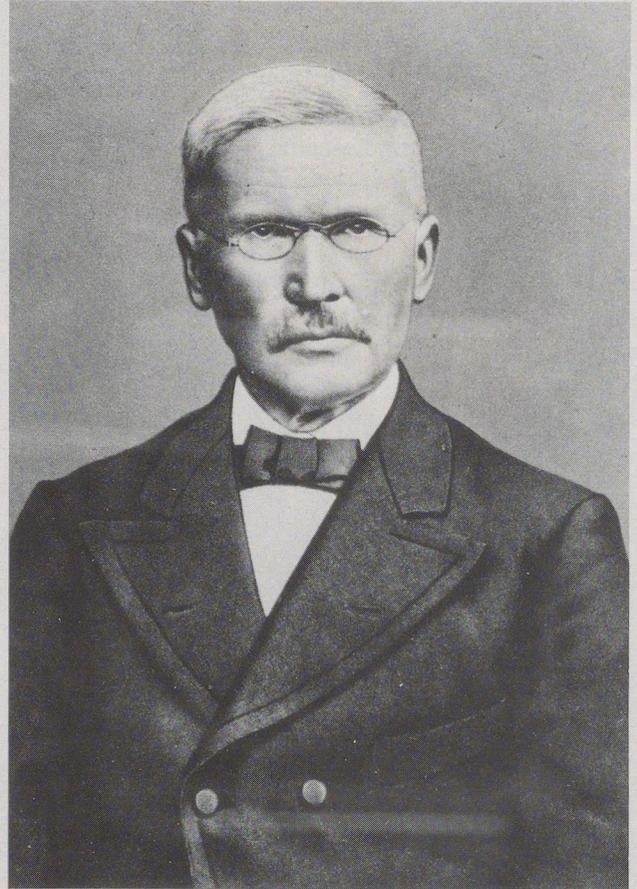
F. W. Raiffeisen und seine Abstammung

Es gibt Namen, die zum Begriff für eine Sache oder zum Maßstab geworden sind, wie etwa Röntgen, Bequerel, Hertz u. a. Zu diesen Namen gehört auch Raiffeisen, in den deutsch sprechenden Ländern der Name für landwirtschaftliche Kreditkassen und für landwirtschaftliche Genossenschaften.

Wer aber war Raiffeisen? Friedrich Wilhelm Raiffeisen, geboren am 30. März 1818 als siebter von neun Geschwistern in Hamm an der Sieg, gestorben am 11. März 1888 in Heddesdorf bei Neuwied, war der Sohn eines fränkischen Vaters, der als Kaufmann und Bürgermeister in Hamm lebte, und seiner Frau Anna Susanna Maria Lantzendörffer, der Tochter eines Landwirts und Bürgermeisters in Hamm. Er wurde ursprünglich Oberfeuerwerker bei der preußischen Armee, mußte aber wegen seiner starken Kurzsichtigkeit auf diesen Beruf verzichten und begann die Verwaltungslaufbahn. 1845 wurde er Bürgermeister in Weyerbusch, nach drei Jahren in Flammersfeld, 1852–1865 in Heddesdorf.

Hilfsvereine und Darlehenskassen-Vereine,
aus religiöser Weltsicht erwachsen

Die Mißernte von 1846 wurde für das arme Dorf im Westerwald zur Katastrophe. Das tägliche Mittagssmahl vieler Familien bestand aus Zichorienbrühe und Sauerkraut. Das Landratsamt stellte 150 Scheffel Mehl zur Verfügung, die an zahlungsfähige Leute verkauft werden sollten. Der Bürgermeister Raiffeisen aber gab das Mehl den Armen auf Vorschuß, was ihm einen ernsten Rüffel des Landrats eintrug. Er überließ die Verteilung des Mehls einer Armenkommission, die auch eine Tag und Nacht arbeitende Bäckerei einrichtete und billiges Brot abgab. Dieser *Brodverein* blieb auch bestehen, als der Hungerwinter überstanden war, und besorgte Saatkartoffeln und anderes Saatgut billig, auf Vorschuß und mit Schulden. Raiffeisen nannte das später den *Weyerbuscher Konsumverein*. In Flammersfeld gründete er 1849 einen *Hilfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirte*, in Heddesdorf einen *Wohltätigkeitsverein*. Er veranlaßte die wohlhabenderen Einwohner, den Ärmeren Kredit zu geben, und beschaffte die nötigen Mittel auf Kredit. Besonders gegen die Wucherer fand er scharfe Worte. Von 1862 an gründete er Darlehenskassen-Vereine, von 1872 an Genossenschaftsbanken. Die landwirtschaftliche Zentral-Darlehenskasse bestand von 1876 bis 1929, zuletzt als Deutsche Raiffeisenbank.



Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818–1888), Sohn eines fränkischen Vaters.

In seinen privaten Geschäften hatte Raiffeisen nicht viel Glück, er war kein Geschäftsmann, ganz im Gegensatz zu seinem Konkurrenten Hermann Schulze-Delitzsch, der Darlehenskassen für Handwerk und Gewerbe, die späteren Volksbanken, begründete. Dafür vertrat aber Raiffeisen mit Leidenschaft den Gedanken der Genossenschaft, der Selbsthilfe durch gemeinsame Anstrengungen. Er begegnete der Kreditnot durch Zusammenschluß. Bis zu seinem Tode arbeitete er für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen. Erst in unserem Jahrhundert kam es zur Zusammenarbeit zwischen den Raiffeisen-Genossenschaften und den Organisationen nach Schulze-Delitzsch, zuerst 1956 in der Bausparkasse Schwäbisch Hall. Vielleicht trug der Gedanke der Genossenschaft zur Überwindung der Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, jedenfalls zur Überwindung der unmittelbaren Not wesentlich bei. Raiffeisen ist einer der besten schöpferi-

schen Köpfe des 19. Jahrhunderts. Denn es ging Raiffeisen nicht nur um Brot für die Armen und um günstige Kredite für die Bauern. Diese Maßnahmen erwachsen ihm aus einer religiösen Weltanschauung. Er spricht von Selbstsuchtlehre, die er *die gleichsam wissenschaftlich begründete Ausbildung der Selbstsucht* nennt. Was er dazu schreibt, ist noch heute lesenswert. Die Selbstsuchtlehre ist *so ausgebildet und so zur herrschenden Richtschnur für das Leben geworden, daß wohl die größte Mehrzahl auch des bestgesinnten wohlwollendsten Teiles der Gesellschaft sie teils bewußt, teils unbewußt angenommen hat. Der Satz: Wer für sich sorgt, sorgt auch für seine Mitmenschen, ist so außerordentlich angenehm und bequem, daß es gar nicht der geringsten Überredung bedarf, um ihn zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen. Es ist dies ein köstliches Mittel, das Gewissen, welches zur Fürsorge für die Mitmenschen antreibt, einzuschläfern.* An anderer Stelle führt Raiffeisen diesen Gedanken weiter: *Es ist hoch an der Zeit, anstatt der Selbstsucht den Gemeinsinn zu predigen. Erst dann kann der Gemeinsinn durchdringend wirken und die rechten reifen Früchte bringen, wenn das deutsche Volk davon durchdrungen, dadurch getrieben wird, in der Tat und in der Wahrheit ein Volk von Brüdern zu werden. Wenn bei jedem Gesetze, bei jeder Maßregel gefragt würde: Wie wird sich die große Masse der Bedürftigen dabei stehen, so würde der soziale Friede bald hergestellt sein.* Immer wieder betont er, daß nur Zusammenarbeit, Arbeit miteinander, Gemeinsinn helfen könne, die Selbstsucht zu regulieren, das Interesse aller und jedes einzelnen zu fördern. *Das Volk läßt sich weder durch Worte noch durch Almosen abspeisen, es verlangt ein menschenwürdiges Dasein.*

Väterliche Vorfahren aus dem Frankenland

Fragen wir seine Biographen, woher der große Mann kam, so erhalten wir allerdings nur ungenaue Auskunft; er komme aus einem schwäbischen Geschlecht, das sich in ununterbrochener Reihe bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lasse; er sei ein Landkind, ein Nachkomme von Bauern.

Für die väterliche Hälfte seiner Ahnen trifft diese Aussage aber keineswegs zu. Gottfried Friedrich Raiffeisen, der Vater, war in Mittelfischach bei Schwäbisch Hall, also im fränkischen Mundartgebiet, als Pfarrersohn geboren und wurde Kaufmann. Am Pfarrhaus von Mittelfischach erinnert eine Tafel daran, daß hier Raiffeisens Vater zur Welt kam. Dessen Mutter stammt aus alten schwäbischen und fränkischen Pfarrer- und Beamtenfamilien. Ferdinand Friedrich Fabers unerschöpfliche *Württembergische Familienstiftungen* geben hier den Ansatz zu einer großen Ahnentafel (in der 42. Stif-



tung Zeller-Stählin). Pfarrer Adolf Rentschler hat in seinen Ergänzungen zu Faber noch den Vater des Pfarrers vermerkt, den Kammerlakai Johann Adam Raiffeisen in Wertheim. Dort war 1749 der spätere Pfarrer Karl Ludwig Raiffeisen geboren. Aber es gab kein Indiz für die Herkunft des Kammerlakaien. Alle Versuche, diese Herkunft zu ermitteln, blieben zunächst vergeblich. In Hall gab es von 1562 bis 1728 eine Familie Raiffeisen, aus der 1712 ein Namensträger nach Coburg abwanderte. Aber auch diese Spur führte zu nichts. Der Genealoge Egon Oertel, selbst einst Direktor einer Raiffeisenmühle in Westpreußen, stieß bei anderen Forschungen 1950 zufällig auf den wohlvertrauten Namen: aus Langenburg stammte die Frau des Lakaien. Nach Jahren, 1955, ein weiterer Zufall: in Eschach war Johann Adam Raiffeisen Schulmeister, dort ist er 1769 gestorben. Aber immer noch verriet nichts seine Herkunft. Dabei lag es nahe, die Herkunft aus der Haller Bürgerfamilie zu suchen. Das Problem kennt jeder Personenforscher; wir können aus den Einträgen über Trauungen, in den Städten auch aus Bürgerbüchern feststellen, woher jemand kam, aber es gibt kaum eine Quelle, wohin Kinder gezogen sind, die uns nur als Täuflinge begegnen. In Langenburg, wo der Lakai Raiffeisen eine Bürgertochter heiratete, wurde sein Vater nicht erwähnt. In Wertheim war Raiffeisen nicht Bürger, er gehörte zum Hof des Grafen. Sollte er also aus der Haller Familie Raiffeisen über irgendwelche unbekanntes Zwischenglieder stammen, so gab es kaum einen Nachweis. Er selbst ist nicht aus Hall abgemeldet, wie die dortigen Rechnungen bestätigen. Auch Nachlaßinventare und Erbteilungen der Haller Raiffeisen kannten seinen Namen nicht.

Nun hatten aber die Haller Raiffeisen zweimal Töchter aus der Siederschaft geheiratet. Deren Nachkommen waren in den genealogischen Büchern des Haalamts verzeichnet. Allerdings sind Söhne von Haller Salzsiedern, die weggezogen sind, nicht

mehr siedensberechtigt, ihre Nachkommen werden nicht eingetragen. Dennoch lohnte es sich, einmal in den Siedensbüchern nachzusehen. Das Ergebnis war überraschend: Johann Adam Raiffeisen war der Sohn des Glasers Hans Peter Raiffeisen in Möckmühl, dieser ein Sohn des Glasers Hans Jörg Raiffeisen, der aus Hall 1657 nach Möckmühl gezogen war. Tatsächlich war Johann Adam am 26. 12. 1715 in Möckmühl geboren. Nun fand sich auch im Stadtarchiv Hall ein Gesuch des Musikus Johann Adam Raiffeisen, der sechs Jahre lang Lakai des Grafen Friedrich Ludwig von Löwenstein-Wertheim gewesen war, um Aufnahme in das Haller Bürgerrecht und die Expektanz, die Anwartschaft, auf die Stelle eines Stadtmusikers (1744). Das Gesuch wurde abgelehnt, ebenso vier Jahre später die Bitte um Aufnahme in die Siederschaft.

Nun wurde sein Lebenslauf einigermaßen klar. Die Grafen von Wertheim wünschten, wie andere Herren auch, eine eigene Hofkapelle zu haben, und beschäftigten die Musiker, um zu sparen, gleichzeitig als Lakaien. Als der Musiker älter wurde oder der Graf seinen Hofstand verringerte, mußte er eine andere Stelle suchen. Graf Friedrich Ludwig hatte 1738 geheiratet und bei dieser Gelegenheit seinen Hof eingerichtet, er war aber als jüngerer Sohn zum Sparen genötigt. Durch seine Mutter wie seine Gemahlin war er beteiligt an der Limpurger Erbschaft; so mag es nicht schwer gewesen sein, den Musiker und Lakai im limpurgischen Eschbach bei seinen Verwandten unterzubringen.

Dekan Raiffeisen erzwingt 1854 seinen Eintritt in die Haller Siederschaft

Aber eine weitere Merkwürdigkeit enthüllte der Eintrag in den genealogischen Büchern der Haller Salzsieder. Der König von Württemberg hat 1812 den damaligen 193 Siederfamilien ihre Ansprüche als Erbsieder abgekauft und durch eine ewige Rente ersetzt, die noch heute, wenn auch verringert, vom Staat bezahlt werden muß. Streng genommen kommt diese Rente nur den nachweisbaren Nachkommen der 193 Familien von 1812 zu. Zu ihnen gehörten die Raiffeisen nicht. Aber ein Vetter des Bürgermeisters Friedrich Wilhelm Raiffeisen, der Dekan von Langenburg und spätere Prälat Karl Raiffeisen, hat durch Urteil des Landgerichts Ellwangen vom 2. bis 13. Mai 1854 die *Immission*, die Einsetzung in die Haller Siederschaft, erreicht. Diesem Umstand verdanken wir den Eintrag der Raiffeisen in den Siedensbüchern, also auch die Entdeckung der Herkunft der Raiffeisen aus Hall.

Wie war das möglich? Raiffeisen hatte das Haller

Bürgerrecht auch für seine Frau erworben und seit 1845 beim Haalgericht der Sieder wie auch beim Amtsgericht seine Zulassung zur Siedersrente betrieben. Er wurde 1853 abgewiesen, da er den Trauschein seines Urgroßvaters, des Lakaien, nicht beibringen konnte. Dessen Trauung war nämlich erst drei Monate vor Geburt des ersten Töchterchens 1741 in Niklashausen erfolgt. Und eheliche Abstammung war wichtiger als der Abstand zum siedensberechtigten Ahn. Als die Urkunde vorlag, sah der Ellwanger Gerichtshof in 2. Instanz keinen Grund mehr, die Klage abzuweisen. Es gab noch einen weitläufigen Streit um die Gebühren, die die Witwe des Haalschreibers und Stadtrats Seiferheld erst 1865 quittieren konnte. Die menschlichen Hintergründe werden aber begreiflich, wenn wir erfahren, daß die Frau des Dekans außerordentlich sparsam war. Dafür wird ein Beispiel überliefert. Sie hatte sechs Töchter, und die Mädchen trugen damals lange Unterhosen, deren mit Spitzen besetzte Beinlinge unter dem Rock zu sehen waren. Die sparsame Dekansfrau zog ihren Töchtern nun strumpftartige Beinlinge ohne Hosen an, so daß sie modisch auftreten konnten. In dieser Atmosphäre mag auch das nicht sehr hohe Siedersgeld ein willkommener Zuschuß zum Haushalt gewesen sein.

Ehe wir noch einmal auf diese Zulassung zur Siederschaft zurückkommen, müssen wir kurz den Weg der Familie Raiffeisen im Mannesstamm weiter zurück verfolgen. Die drei Generationen vor dem Glaser Hans Jörg, der nach Möckmühl zog, waren Nestler, und sie hießen alle drei Jörg. Der Vater des Glasers, Jörg III., war ein kränklicher, stiller Mann, der elf seiner fünfzehn Kinder überlebte; seine Frau war Maria Seiferheld aus einer der ältesten Siederfamilien. Dessen Vater, der Nestler Georg II., war über 30 Jahre lang Stadtbaumeister in Hall, seine Frau Ursula Firnhaber stammte aus einer Familie von Ratsherren und Siedern; sie verlor elf ihrer vierzehn Kinder, aber einer der Söhne stieg in den regierenden Rat der Reichsstadt auf, ein anderer kam nicht von der Wanderschaft zurück.

Der erste Nestler, Jorig Rauffeisin, war 1562 Bürger in Hall geworden und hatte 1564 in zweiter Ehe eine junge Witwe vom Lande, Margarete Birkhardt aus Gottwollshausen, geheiratet. Es ist die erste bäuerliche Ahnfrau Raiffeisens in dieser Linie. Aber damit kam unsere Forschung schon wieder zum Stillstand. Denn dieser Nestler ist im Kirchenbuch eingetragen als *Hans Rauffeisens ehelicher Sohne von Raffelsberg*. Der Weiler Raffelsberg im Bayrischen Wald

Aufgrund dieses Urteils muß Dekan Raiffeisen in Langenburg in die Haller Siederschaft aufgenommen werden.

Im Namen des Königs

In der Allianzfrage nach dem K. Ausdrucksweise Fall
griffen dem Anton Reiffen in Umgebung seiner Pfand
war in Pfaffen, Klagen, Molen, und dem Vater Simofeloffen
und Volman Reifheloffen (Namenmamaeand in Fall), Br.
Klagen, Mol, Mitgrünst nun Pindant nauten (Molenffand), vor
Kanal der Civil Senat des K. Gymnasiums für den Sach.
Kand), nachdem die Mol der Allianz in der Gängelfer Kallgen,
gaben haben, bezüglich der Pauschkosten unter Abänderung
ist folgendem nach dem Anfang zum K. Juni 1853.

Ende Herbst ist die neue in beiden Aufträgen auf,
gewandeten Kassen auf sich zu beiden und mit dem Gymnasiums
Kulu, welche in dieser Fassung auf 1. K. 30. c. hundert
sind, die Hälfte zu bezahlen.

Beabsichtigt im Civil Senat des K. Gymnasiums für den
Sach Kand
Allerunter dem 2. Mai 1854.

13.
Graz

Maschinenanfertigung:
50. K. a 30/1
1. K. 30. c.

konnte kaum die Heimat eines Spezialhandwerkers wie des Nestlers sein. Auch Rafingsberg in Österreich oder Rafeinsberg (Ravina) in der Schweiz oder das gelegentliche Auftreten des Namens in Zürich gab keinen Hinweis. Wieder half der Zufall: in einer Ahnentafel begegnete mir der Müller Hans Raufeisen, der 1547 mit Familie das Bürgerrecht der Reichsstadt Ravensburg erwarb. So führte zuletzt die Stammreihe der Raiffeisen doch ins Schwäbische. Tatsächlich aber sind die meisten Ahnen seines Vaters Franken, und die meisten sind auch nicht Bauern, sondern städtische Handwerker.

Die Bauern kennen Nachbarschaftshilfe, die Haller Sieder bildeten eine Genossenschaft

Diese Tatsache führt zu einer weiteren Überlegung. Ist die Idee der Genossenschaft tatsächlich eine Idee, die auf dem Lande aufkommt? Geht die Gemeinsamkeit der Bauern über die Nachbarschaftshilfe hinaus? In den Jahren von 1846/47 bis 1864 entwickelte der Bürgermeister Raiffeisen seine Idee der genossenschaftlichen Hilfe und der landwirtschaftlichen Darlehenskassen. 1866 erschien die erste Auflage seines grundlegenden Werks: *Die Darlehenskassen-Vereine*. Zwölf Jahre zuvor aber hatte sein Vetter Karl Raiffeisen die Aufnahme der Familie in die Haller Siederschaft erreicht.

Diese Siederschaft bildete seit dem 14. Jahrhundert eine Art Genossenschaft. Sie steht sogar in der Geschichte der europäischen Salinen als einzigartige Organisation da. Während nämlich meist entweder der Landesherr, wie der König von Frankreich, über den Ertrag der Salinen verfügt oder ein reiches Salzpatriat, wie die Lüneburger Sulfmeister oder die zuletzt geadelten Salzherren von Werl, die Salzgewinnung bestimmt und den Gewinn unter sich teilt, hat sich in Hall, und nur in Hall, aus den Arbeitern am Salzquell, den eigentlichen Siedern, eine Art Genossenschaft entwickelt, die das Salz produziert und gemeinsam absetzt.

Neuere Untersuchungen von Raimund J. Weber haben nachgewiesen, wie diese eigenartige Organisation entstanden ist. Seit dem 14. Jahrhundert haben die Eigentümer der Salzrechte, Edelleute, Mönche und Nonnen, den Facharbeitern am Salzquell, den eigentlichen Siedern, das Siedensrecht in Erbleihe verliehen –, Emphyteuse sagen die Juristen. Allmählich, besonders auch durch die Reformation und die sozialen Veränderungen des 16. Jahrhunderts, wurde das Obereigentum der bisherigen Inhaber hinfällig oder ging an die Reichsstadt über. Der Sulmeister, in der Stauferzeit der Verwalter der Saline, übte nur noch eine Art Ehrenvorsitz aus. Die

Siederschaft hat unter der Leitung der jährlich erwählten vier Haalmeister und unter der Kontrolle des Rats die Siedenszeiten im Sommer festgesetzt und durch Salzträger im näheren Umkreis sowie durch Salzfuhrleute in größerer Entfernung das Salz verkauft. Der Rat selbst hat einige seiner Salzanteile, die vom Haalpfleger verwaltet wurden, im 30jährigen Krieg privatisiert.

Übrigens waren im 15. und 16. Jahrhundert mehrfach Frauen als Haalpfleger tätig. Am Siedenserbe waren Töchter wie Söhne beteiligt. So kam es, daß die Zahl der Erbsiederfamilien von etwa 40 um 1500 auf 193 um 1800 anstieg. Da jeweils nur einer der Erben Jahrsieder war, der den vollen Ertrag eines Jahres erhielt, in den übrigen Jahren aber bei dem Jahrsieder arbeitete, wurden die Abstände immer größer, die Anteile immer geringer. Sie ließen sich nur vermehren, wenn man eine Siederstochter heiratete. In Hall sagte man, kein Kaiser und kein König könnte Sieder zu Hall werden, er heirate denn eine Siedertochter. Auch die stolzen Ratsherren der Barockzeit hatten zumindest in ihrer Jugend im Haal *Hand an das Holz gelegt*.

Das alles war in der Familie Raiffeisen um 1850 bekannt. Ist es daher zu weit hergeholt, wenn wir die Patenschaft für Raiffeisens Idee von der Genossenschaft den Haller Siedern zuschreiben?

Literatur:

WILLY KREBS: Friedrich Wilhelm Raiffeisen. 3. Auflage. Neuwied 1955.

WALTER ARNOLD, FRITZ H. LAMPARTER: Friedrich Wilhelm Raiffeisen. Neuhausen-Stuttgart 1985.

GERD WUNDER: Woher kamen die Raiffeisen? In: Archiv für Sippenforschung 27, 3, 1961, S. 138–141.

EGON OERTEL: Väterliche Ahnenreihe F. W. Raiffeisen. Ebd. S. 142–152.



Das «Backes», das Backhaus in Weyerbuch unweit von Altenkirchen im Westerwald: der «Brodverein» von Fr. W. Raiffeisen hatte hier seinen Mittelpunkt, die Genossenschaftsidee hier ihre Keimzelle.

Nr. 13: Das Hornmoldhaus in Bietigheim-Bissingen

Zum 1200jährigen Ortsjubiläum von Bietigheim-Bissingen wurde am 10. März 1989 das Hornmoldhaus als Stadtmuseum der Öffentlichkeit übergeben. Der historische Anlaß bot die Gelegenheit, in den Ausstellungsräumen eine stadthistorische Dokumentation von der vorrömischen Zeit bis in unsere Gegenwart zu präsentieren. Diese wird den zukünftigen Grundstock der Dauerausstellung bilden. Zum selben Zeitpunkt fand in Bietigheim-Bissingen auch die Landesgartenschau statt; das bescherte dem Museum in nur sieben Monaten seit der Eröffnung die 50 000. Besucherin und machte das Hornmoldhaus zu einer Attraktion, welche die Stadtspitze sichtlich überraschte. Die Vorgeschichte dieses Erfolgs ist dagegen nicht so geradlinig verlaufen und erscheint symptomatisch für manch andere Unternehmung mit ähnlicher Zielsetzung. Das Haus Hauptstraße 57 in Bietigheim, neben dem Rathaus gelegen, gehört zu den herausragenden Architekturen der Altstadt. 1536 als Fachwerkhaus errichtet, wurde es nach seinem Erbauer, dem Vogt und späteren ersten württembergischen Kirchenratsdirektor, Georg Sebastian Hornmold (1500–1581) benannt.

Das Hornmoldhaus wurde aggressiv saniert – ein altneues Bauwerk ohne Patina

Im Rahmen des Stadtsanierungsprogramms wurde das Gebäude während einer achtjährigen Sanierung (1977–1984) aufwendig restauriert und damit der Nachwelt erhalten. Zunächst war man noch davon ausgegangen, das geschichtsträchtige Bauwerk abzubauen. 1964 hatten einige traditionsorientierte Bürger darauf aufmerksam gemacht, das Gebäude zu bewahren und öffentlich zu nutzen: Ausstellungen sollten darin stattfinden, und ein Museum sollte eingerichtet werden. Nach erfolgter Wiederherstellung wurden die Räume zunächst für Kunstausstellungen herangezogen. Seit 1989 beherbergen sie nun das Stadtmuseum. Das mehr als zwanzig Jahre alte Konzept ist in die Praxis umgesetzt.

Ob es heute bereits schon überholt ist, bleibt abzuwarten. Die fachliche Auseinandersetzung hat es auf jeden Fall längst überwunden: Als Reaktion auf die abrißfreudigen Sechzigerjahre folgte eine Kehrtwendung in die restaurierungsbesessenen Siebziger- und Achtzigerjahre. Stadtplaner, die vorher am liebsten die Altstadtkerne bis auf wenige Bauten abgebrochen hätten, wurden nun zu Allerweltsver-



Detail der Deckenmalerei des Bietigheimer Hornmoldhauses im Fundzustand.

fechtern einer historischen Kulisse. Man wird das Gefühl nicht los, daß sich Schuldbewußte revanchieren wollen, um das wiedergutzumachen, was sie zu beseitigen glaubten. Vom Abbruch verschont, gilt heute das Bietigheimer Hornmoldhaus als typisches Beispiel eines Geschichtsbewußtseins, das seine Zwiespältigkeit in der Art seiner Restaurierung versinnbildlicht. Merkmale dieser Auffassung sind:

- die Herausschälung des ältesten nachweisbaren Baubestands unter Nichtbeachtung der darauf am Bau sich manifestierenden Epochen (Warum ist der älteste Zustand der wertvollste?)
- die völlige Rekonstruktion eines idealen, oft nicht historisch an Ort und Stelle gesicherten Erstzustands (Was soll die ideale Rekonstruktion bezwecken?)
- die Bevorzugung möglichst repräsentativer Architektur (Ist ein repräsentatives Bauwerk historisch wertvoller als ein weniger üppiges?)

Das Ergebnis dieser Restaurierungsmaßnahmen, an dem das Landesdenkmalamt nicht unbeteiligt ist, sind in der Regel nagelneue «alte» Bauwerke, welche der historischen Patina gänzlich beraubt wurden und gerade das nicht zeigen, was sie eigentlich vorgeben wollen: Geschichte am Bau bewußt und erlebbar machen.



Mit der Veränderung der äußeren Gestalt geht meistens die der Raumfunktion einher. Besonders krass wird dies, wenn die überlieferten Zimmer als Museumsräume dienen. Das an sich schon schwierige Unternehmen, die zeitgenössische Haustechnik in einen Bau einzubringen, der dafür nie konzipiert war, wird durch die zusätzlichen museumstechnischen Notwendigkeiten, die für die konservatorische Sicherung der Exponate gebraucht werden, wesentlich erschwert. Um den historischen Schein zu wahren, werden Versteckorgien entwickelt, um all die Kabel und Rohre zu kaschieren, die eine moderne Nutzung eben erfordert. Problematisch wird es wie im Fall des Hornmoldhauses dann, wenn Malereien an den Außen- und Innenwänden und an den Decken erhalten sind. Ein großer Teil dieser Ausschmückungen wurde nicht nur gesichert, sondern ergänzt. Diese «neue» Malerei wirkt sehr dominant und stellt die museale Einrichtung vor schier unlösbare Aufgaben.

Zusammenfassend beruht die Kritik an dieser Restaurierungskonzeption auf diesen Feststellungen:

– zugunsten der Idealvorstellung eines spätmittelalterlichen Fachwerkbaus wird die tatsächliche Geschichte eines Bauwerks beseitigt. Insofern ist der restaurierte Bau in der Bietigheimer Altstadt im eigentlichen Sinn keine stadtgeschichtliche Quelle mehr, denn die nachfolgenden Epochen, deren funktionale und ästhetische Veränderungen wegrestauriert wurden, sind am Bau nicht mehr nachvollziehbar. («Fachwerk, Fachwerk über alles!»)

– die Schaffung einer zeitgenössischen Repräsentationskultur mittels «neualter» historischer Architekturen wird zur Legitimation von lokalhistorischer Bedeutung herangezogen, um sich gegenüber anderen Orten zu behaupten bzw. die Attraktivität als Konsumzentrum zu erhöhen. («In idyllischer Fachwerkromantik gehen die Geschäfte besser.»)

– die Möglichkeiten der systematischen Erforschung eines für die allgemeine Stadtgeschichte wichtigen Originalbestands durch die Mittelalterarchäologie wird mit diesem Restaurierungskonzept weitgehend verhindert, da dieser Bestand wegen der neuen Nutzung in vielen Teilen ersetzt, d. h. im Original zerstört werden muß.

Positiv muß vermerkt werden, daß durch die Restaurierung ein historisches Gebäude vom Abbruch verschont blieb, daß es öffentlich genutzt wird und es dazu beiträgt, die bauliche Substanz des Bietigheimer Altstadt-kerns zu sichern. Wenn es bei künftigen Restaurierungen mit ähnlicher Zielsetzung gelänge, die Patina eines historischen Bauwerks zu erhalten, die Funktionen nicht unbedingt zu verändern, der Forschung ein echtes Anschauungsobjekt



«Der mittelalterliche Mensch im goldenen Käfig» – Inszenierung, um die Situation der Menschen darzustellen.

Unten: Der Raum «Bietigheim wird Stadt». Modell der Stadtmauer, des Galgens sowie zwei Großfotos mit Herrscherdarstellungen von Kaiser Karl IV. und Graf Eberhard II.

zu liefern und das Primat der Repräsentation und des ahistorischen Nutzeffekts in Zügeln zu halten, dann wäre das Ergebnis unter geschichtlichen Aspekten eher zu vertreten. Dies gilt vor allem dann, wenn das Restaurierobjekt als historische Quelle dienen soll. Dazu ist eine wesentlich bessere Absprache zwischen dem Bauherrn, dem Stadtplaner, dem ausführenden Architekten und seinen Fachingenieuren, dem Restaurator und dem Denkmalpfleger unumgänglich. Eine aggressive Sanierung wie im Fall des Hornmoldhauses ist bedenklich und stößt an die Grenzen des Vertretbaren.

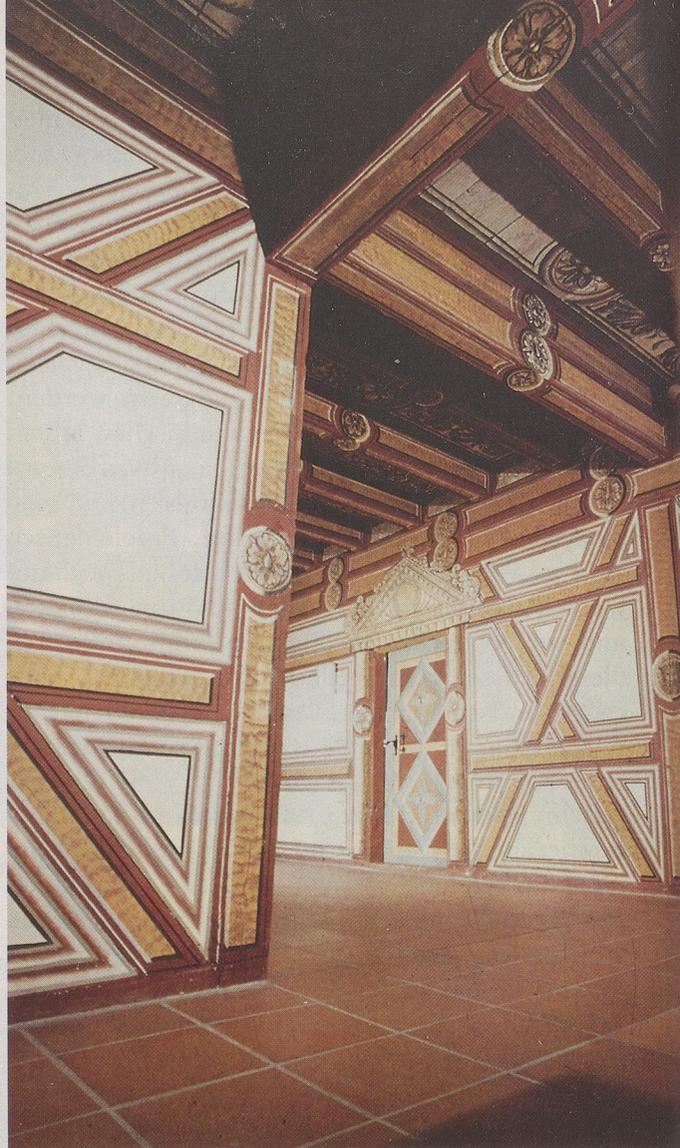


Von der Steinzeit bis in die 50er Jahre –
eine aufsteigende Linie?

Dies war die Ausgangslage, als man sich entschloß, im Hornmoldhaus das Bietigheim-Bissingener Stadtmuseum einzurichten. Nun mußte dem vorgegebenen Zustand des restaurierten Baus eine adäquate Museumskonzeption beigegeben werden. Eine inhaltliche und eine gestalterische Herausforderung, um die man die dafür verpflichteten Fachkräfte – eine Museumsleiterin zu 65 %, eine ABM-Kraft, ein stundenweise bezahlter Student und ein vom Land bezahlter Inventarisator – nicht beneiden möchte. Die Stadt vergab wegen des anstehenden Jubiläums den Auftrag, eine Ausstellung zur Stadtgeschichte im Hornmoldhaus zu entwerfen, zu erarbeiten und zu verwirklichen. Repräsentative Räume waren vorhanden, originale Exponate aus eigenem Bestand weitgehend nicht. Voraussetzungen, die vielen Museumsleuten nur allzu vertraut sind! Die gesamte Anlage, das mehrgeschossige Hornmoldhaus und das mit einem alten Hochgang verbundene, rückwärtig gelegene Sommerhaus wurde nach chronologischen Gesichtspunkten in fünfzehn Themenbereiche aufgeteilt, beginnend mit dem *Raum Bietigheim-Bissingen von der Steinzeit bis ins Mittelalter* und endend mit den *Jahren nach 1950*.

Die Problematik dieser stadthistorischen Chronologien liegt darin, daß sie eine Geschichtsauffassung vermitteln, die eine Entwicklung vom «Primitiven» zum «Fortschrittlichen» vorgibt, was einer idealistischen darwinistischen Interpretation entgegenkommt. Die wenigen, mehr oder weniger zufällig erhalten gebliebenen Sachzeugen vergangener Zeiten sind kaum dazu geeignet, gelebte Geschichte sichtbar zu machen. Es erweist sich immer mehr, daß mit einer Ausstellung historischer Exponate eine differenzierte Vorstellung von Geschichte nicht möglich ist, daß sie eher zu einer groben Generalisierung führt, die schlagwortartig unsere Vorurteile über bestimmte Epochen bestätigt.

Dies hat man in der stadthistorischen Ausstellung im Hornmoldhaus zwar versucht zu vermeiden, aber man merkt es der Konzeption an, daß sie unter Druck entstand und sich mangels Masse notgedrungen behelfen mußte: Ein großer Teil der Exponate sind Leihgaben anderer Museen, Institutionen und Sammlungen, haben also direkt mit der Bietigheimer Stadtgeschichte wenig zu tun. Dieser Situation ist sich die Museumsleiterin Dagmar Haas bewußt, wenn sie im Ausstellungskatalog ihre Zielsetzung nennt: Angestrebt ist ein Gesamtbild, das bis in die vorrömische Zeit zurückreicht. Dabei kann die Stadtgeschichte niemals lückenlos gezeigt werden.



Restaurierter Ern im Bietigheimer Hornmoldhaus mit reich ausgestatteter Repräsentations-Malerei.

Vielleicht lassen sich nur Konturen zeichnen, Akzente setzen. Ziel ist es, dem Besucher einen Einblick in die Geschichte von Bietigheim-Bissingen zu vermitteln und damit Stoff zur Diskussion und zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu geben. Im Anschluß an diese große Ausstellung über mehr als 1200 Jahre Stadtgeschichte werden Themen, die auch in der Dauerausstellung nur angeschnitten werden können, in Wechselausstellungen aufgegriffen und vertieft.

Die Wechselausstellungen werden in der Eingangshalle des Hornmoldhauses veranstaltet, die auch einen separaten Versammlungs- und Vortragsraum einbezieht. Im ersten und in den folgenden Stockwerken, im Übergang zum Sommerhaus und im Sommerhaus selbst wird die Dauerausstellung zu sehen sein. Die noch nicht existierende vorrömische bis frühmittelalterliche Abteilung wird entsprechende Ausstellungsstücke zeigen und im stadthistorischen Zusammenhang kommentieren. Die

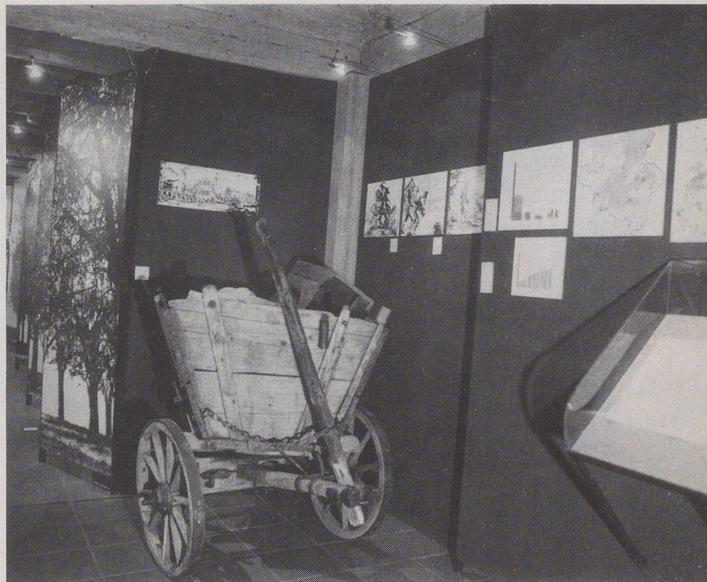
jetzige Dauerausstellung beginnt mit einem kleinen Raum, der einen Käfig mit einer lebensgroßen Gliederpuppe beherbergt. Von den vier Ecken gehen Drähte aus, die am Käfig und der Puppe befestigt sind. Vier schlanke Dreieckvitrinen nehmen Exponate auf, welche die Abhängigkeit des mittelalterlichen Menschen von wichtigen Institutionen verdeutlichen: eine durchaus gelungene Darstellung eines komplizierten Sachverhalts, der sich gut einprägt.

Das äußere Erscheinungsbild der Stadt Bietigheim wird mit Hilfe eines größeren, von einem Glaskasten umgebenen Stadtmodells veranschaulicht, das die Stadt zur Zeit um 1830 rekonstruiert. Der staatliche Holzgarten vor der Stadt, ein Brandplatz von 1831 im Stadtinneren und das gerade entstehende Neubaugebiet «Neuweiler» verleihen dem Modell eine aktuelle Nähe, die didaktisch geschickt verwertbar ist. Der anschließende Raum geht auf den Weinbau ein, der der Hauptwirtschaftsfaktor der Stadt gewesen ist.

Eine thematische Einheit bildet das darüberliegende Stockwerk, das sich mit der Familie Hornmold und deren Geschichte sowie mit der des Hauses einschließlich der Sanierung auseinandersetzt. *Die Zeit des Sebastian Hornmold* ist ein Raum betitelt, der die Verflechtungen Hornmolds mit den Herzögen Ulrich und Christoph schildert und auf die politischen Umstände eingeht, die sich auf Hornmolds Lebenslauf entscheidend auswirkten. Ein Zimmer schließt sich an, das mit Leihgaben eine Ausstattung nach einem Inventar des Hornmoldhauses von 1581 nachstellt. Den Gang überquerend, gelangt der Besucher in den Raum, der dem Haus selbst gewidmet ist. Ein hölzernes Hausmodell beherrscht die Mitte und veranschaulicht die Fachwerkkonstruktion. Ein Andreaskreuz, ein Eselrücken, ein profilierter Balken und ein bemaltes Deckenbrett aus dem Sanierungsbestand sind einige der wenigen Objekte, die authentisch sind und neben der Fotodokumentation zur Sanierung einen interessanten Einblick in die Architektur des Hauses liefern. Eine Multivision läuft in einem weiteren Raum dieser Etage ab.

Inszenierungen verdecken Mangel an Exponaten: Schloß Ludwigsburg und Baumalleen als Fotos

Eine räumliche und inhaltliche Zäsur bildet der Übergang vom Hornmoldhaus zum Sommerhaus. Bevor man den Steg betritt, geht der Besucher durch einen Raum, der die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und die unruhige Zeit danach zum Inhalt hat. Reproduktionen zeitgenössischer Graphiken, Archivalien, Statistiken, Harnisch, Helm, Fechtwaffe und



«Der Dreißigjährige Krieg», nachempfunderer Plünderungswagen, Bild- und Texttafeln sowie Pultvitrinen.

Unten: Baumallee mit Blick auf das Ludwigsburger Schloß im Übergang vom Hornmoldhaus zum Sommerhaus.

ein nachempfunderer Plünderungskarren versuchen collageartig die Atmosphäre jener schlimmen Jahre einzufangen. Danach durchschreitet man eine Baumallee aus Fotografien mit dem Blick auf eine Abbildung des Schlosses Ludwigsburg, um einen Eindruck vom absolutistischen Lebensgefühl zu bekommen. Im Gegensatz zum höfischen Prunk steht die Verarmung der Landbevölkerung, was mit einzelnen Gerätschaften und dem Einblick in ein einfach möbliertes Zimmer des 18. Jahrhunderts verdeutlicht wird.

Der Rundgang führt im Sommerhaus des Bietigheimer Hornmoldhauses zunächst zur restaurierten «Sommerstube». Der folgende Schauraum befaßt



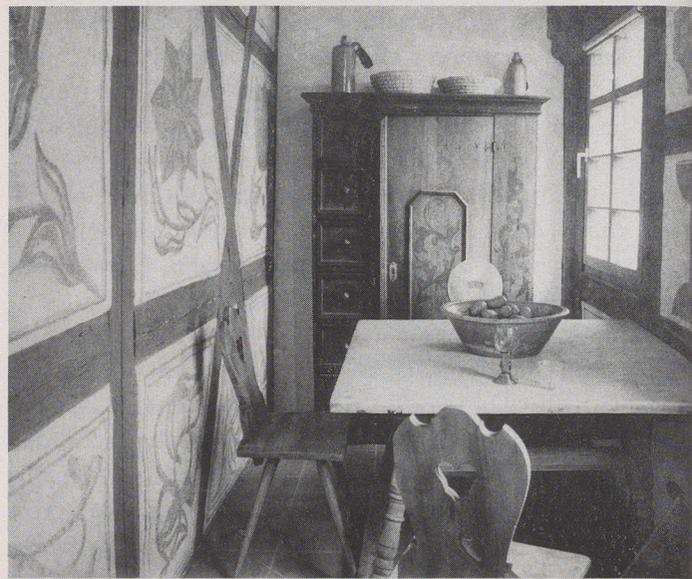
sich mit dem aufkommenden Bürgertum. Eine der unvermeidlichen Schusterwerkstätten als Beispiel für das städtische Handwerk ist in einem kleinen Nebenraum eingebaut, während diverse Rohstoffe und landwirtschaftliche Produkte nebst Mühlenmodellen auf die bescheidene regionale Wirtschaft und die beginnende Auswanderungswelle im 19. Jahrhundert eingehen.

Einen Stock höher werden die ersten Bietigheimer Industriebetriebe, ihre Erzeugnisse und der damit zusammenhängende Eisenbahnbau anschaulich vorgestellt. Über das Treppenhaus gelangt der Besucher dann wieder abwärts in die Abteilung *Wilhelminische Epoche*. Das hervorsteckende Exponat dieses Raumes ist ein Ensemble aus einem Stück gepflasterter Straße mit Kanaldeckel und einem darauf stehenden Puppenwagen. Den Hintergrund bildet eine Ansicht der Bietigheimer Innenstadt. Damit sollen die Verbesserung der städtischen Infrastruktur und der Spielplatz Straße sichtbar werden. Elektrische Geräte, Archivalien zu Bauvorhaben, zur Errichtung neuer Industriegebiete und zur Ansiedlung von Betrieben, Dokumente städtischen Lebens und ein Hinweis auf die Gefallenen des Ersten Weltkriegs schließen diesen Themenbereich ab.

Der chronologische Rundgang endet im Erdgeschoß des Sommerhauses, wo in einem Raum die Weimarer Republik, das nationalsozialistische Bietigheim und die Anfänge der Bundesrepublik ausführlich dokumentiert werden. Im gegenüber liegenden Raum schildern eine Fotodokumentation, ein Möbelensemble der Fünfzigerjahre und eine Collage den Ausblick in die Gegenwart.

Kein überstyltes Ausstellungssystem und leicht verständliche Textaussagen

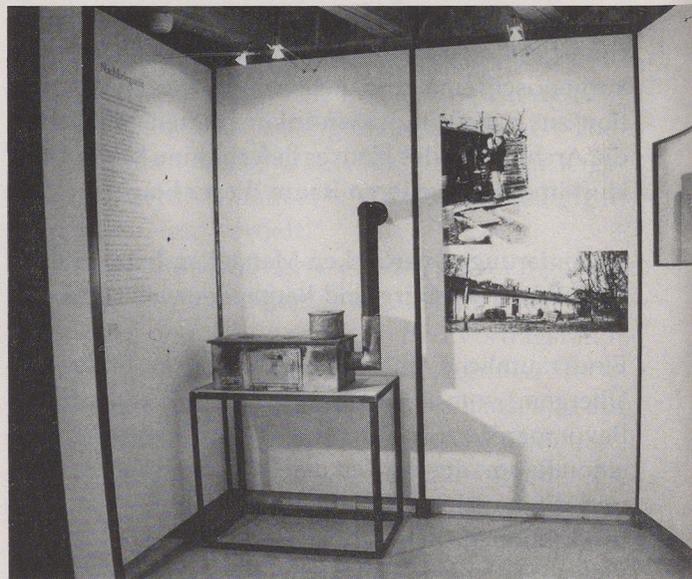
Die Kombination von Archivalien, Fotos und Texten mit dreidimensionalen Exponaten macht aus der Not eine Tugend. Fehlende Ausstellungsobjekte werden durch geschickte Visualisierung und Zusammenstellung von Sekundärmaterial ausgeglichen und ergeben eine auch für den Laien nachvollziehbare historische Unterweisung. Diese Form erfordert eine durchdachte Gestaltung, die zwei entscheidende Punkte zu berücksichtigen hat: Zum einen darf die graphische und die Objekte aufnehmende Einrichtung nicht zu dominant, muß der Inhalt textlich und im Erscheinungsbild klar, übersichtlich und verständlich sein, zum anderen muß die museale Ausstellungsgestaltung so in das restaurierte Haus integriert sein, daß dieses optisch nicht zu kurz kommt bzw. daß das eine dem anderen nicht im Wege steht.



Bürgerlich/bäuerliches Interieur des 18. Jahrhunderts in einem Nebenraum des Übergangs vom Hornmoldhaus zum Sommerhaus als idealisierte Nachstellung; an den Wänden restaurierte Farbfassungen.

Unten: Nachkriegszeit, Text- und Bildstellwände mit der Beleuchtung durch Niedrigvoltlampen und integriertem Objekt, Podesttisch mit Sparherd.

Die Museumsleiterin hat sich erfreulicherweise für ein System entschieden, das nicht so überstylt ist wie das einiger neuerer Museen in unserem Bundesland. Es besteht aus zum Teil mit Text bedruckten Tafeln, auf denen Exponate befestigt und Reproduktionen aufgezogen sind und die pultartige, abgeschrägte Glasvitrinen aufnehmen, in denen Exponate in bequemer Sichthöhe untergebracht werden können. Die Beleuchtung besteht aus Niedrigvoltlampen, die auf die Objekt- und Leseflächen ausgerichtet sind; an Stäben befestigt, ragen diese Lampen aus der Tafel heraus und leuchten diese aus.



Der Nachteil dieses Beleuchtungssystems ist die starke Lichtquelle, die das Auge sehr beansprucht, und das durch den Reflektor entstehende farbige Streulicht. Die metallenen Tafeleinfassungen tauchen als Sockel- und Podestkonstruktionen wieder auf, was sehr leicht wirkt. Ein großes Lob muß man für die mühelos verständlichen und sehr gut lesbaren Texte in einer Antiquavariante aussprechen. Hier hat sich kein Graphiker ausgetobt und versucht, durch extravagante Schrifttypen sich einen Namen zu verschaffen.

Unter diesem Blickwinkel ist das Ausstellungssystem durchaus geglückt, wenn man einmal von den üblichen Schwierigkeiten sich ablösender Fotos und empfindlicher Tafeloberflächen absieht. Nach wie vor erweisen sich Objektbeschriftungen, die traditionell das Exponat bezeichnen und mit Daten versehen sind, die den Betrachter jedoch nicht unbedingt interessieren, als fragwürdig. Besonders deutlich wird dies, wenn die kleinen Täfelchen an zum Lesen ungünstigen Stellen angebracht sind oder in verschiedenen Formaten in geballter Ansammlung erscheinen.

Die Integration des Ausstellungssystems in das restaurierte Hornmoldhaus dagegen scheint weniger glücklich gelungen zu sein. Die bemalten Wände werden von den Tafeln verdeckt, wo Lücken entstehen, kommt die Bemalung störend zum Vorschein. Die Tafeln sind außerdem mit einem Netz von Drähten an den Decken verspannt, was sich auf den Gesamteindruck belastend auswirkt.

Trotzdem gelang es der Museumsleitung in relativ kurzer Zeit, eine Ausstellung aufzubauen, die viel Einfühlungsvermögen und ein sicheres Gespür für Wesentliches verrät. Eine enorme Leistung, wenn man bedenkt, was alles an wissenschaftlicher Grundlagenforschung notwendig ist, um ein Thema so komplex darzustellen, daß vor allem der Laie nicht abgeschreckt wird.

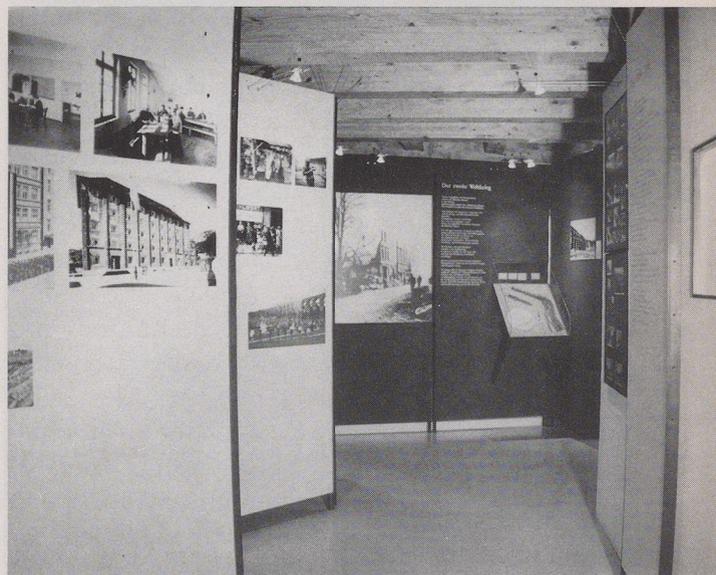
Unverständlich bleibt deshalb die halbherzige Personalpolitik der Stadt Bietigheim-Bissingen. Ist es einfach Unkenntnis der vielfältigen Aufgaben eines Museums, daß die Leiterin seit dem 1. Januar 1990 nur noch zu 65 Prozent angestellt ist? Eine halbtägige Schreibkraft und ein Techniker, der nur acht Stunden in der Woche zur Verfügung steht, können den sicherlich ansteigenden Arbeitsanfall kaum bewältigen.

Wenn das Stadtmuseum im Hornmoldhaus weiterhin den Erfolg haben will, den es 1989 hatte, muß die Personalsituation verbessert werden, da sonst mit großer Wahrscheinlichkeit alle Mühe umsonst sein wird. Und das wäre nach dieser Anstrengung sehr schade.



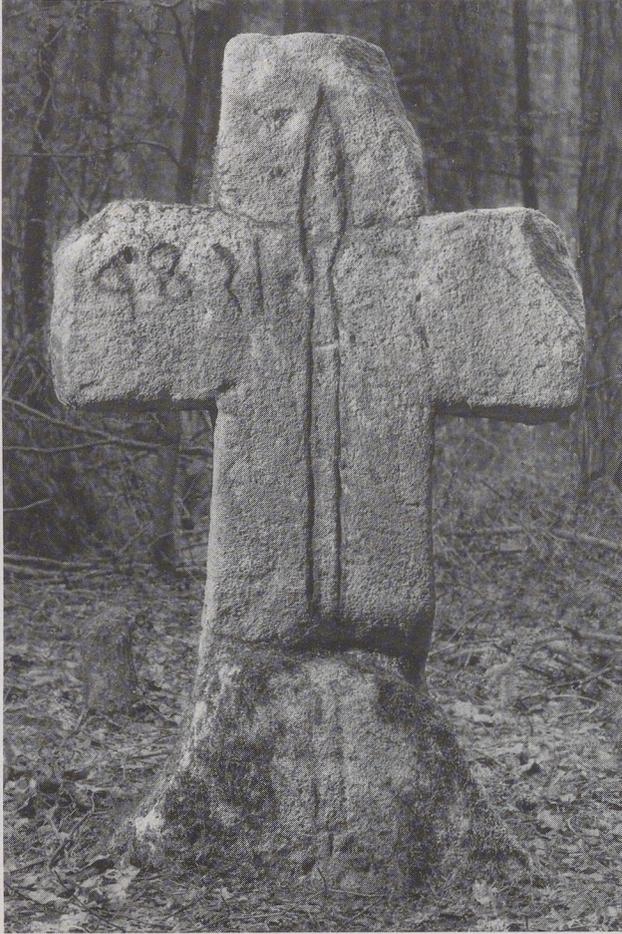
«Wilhelminische Epoche»: Straßenpflaster mit Kanaldeckel, Puppenwagen und Bietigheimer Ansicht.

Blick in die Abteilung «Der Zweite Weltkrieg».



Gedenkmal eines Jägers von 1482? Das Steinkreuz bei Tübingen-Unterjesingen

Friedrich Karl Azzola



Die Vorderseite des 1,08 m hohen spätmittelalterlichen Steinkreuzes in der Abteilung «Brudergarten» bei Tübingen-Unterjesingen mit einem Jagdspieß als Attribut und der verschlagenen Jahreszahl 1482 (Abb. 1).

Ungefähr drei Kilometer von Unterjesingen, einem Stadtteil von Tübingen, entfernt steht in der Abteilung «Brudergarten» etwa 250 Meter südlich der Straße Hagelloch-Hohenentringen ein vormals zerbrochenes, um 1960 restauriertes, spätmittelalterliches Steinkreuz. Das aus Stubensandstein gefertigte Mal zeigt auf seiner Ostseite die eingerillten Konturen angeblich zweier Zeichen, *eventuell (ein) liegendes Messer, darüber (eine) aufrecht stehende Schuhsohle*¹.

In die Westseite dieses Steins ist die Kontur eines langen Spießes eingerillt. Links daneben erkennt man mühelos eine in den rechten Arm des Steinkreuzes eingerillte vierziffrige Zahl, die nach Angaben in der Literatur¹ als 1831 gelesen wird, ein Jahr, das in keinem Zusammenhang mit dem Ursprung des um 1500 errichteten Steinkreuzes steht. Betrachtet man die Tausenderziffer genauer, so stellt sich

schnell heraus, daß sie nicht als Eins, sondern zweifelsfrei als Schleife, als die allgemein als halbe Acht bezeichnete Vier zu lesen ist. Da zugleich die Zehnerziffer eine Zwei und keine Drei ist, lautet nunmehr die korrekte Lesung der vierziffrigen Zahl 4821. Eine Zahl, aus der sich kein sinnvoller Zusammenhang mit dem um 1500 entstandenen Steinkreuz ableiten läßt. Setzt man hingegen die endständige 1 voran, so erhält man die den Ursprung des Steinkreuzes sinnvoll präzisierende Jahreszahl 1482. Offensichtlich hat der schriftunkundige Steinmetz die in Auftrag gegebene Jahreszahl verhauen und die 1, die Tausenderziffer, irrtümlich hintangestellt.

Das Steinkreuz bei Unterjesingen erinnert demnach an ein Geschehen im Jahr 1482, bei dem ein Mensch gewaltsam und unversehen umkam. Wer es war, läßt sich einem inschriftlosen Denkmal nicht entnehmen und wird deshalb immer unbekannt bleiben. Anders der Beruf des Umgekommenen, auf den die Attribute der Vorder- und Rückseite hinweisen. Als Vorderseite darf Abbildung 1 gelten, die Seite mit der fehlerhaften Jahreszahl. Der Längsbalken des Kreuzes wird von den eingerillten Konturen eines 95 Zentimeter langen Spießes beherrscht. Dieser Spieß ist unten mit einem Dorn ausgestattet. Vergleicht man den Spieß mit zeitgenössischen Quellen, wie z. B. mit einem Jäger im Buch der Jagd des Gaston Phoebus, des Grafen von Foix² (Abb. 2), so bereitet seine Identifizierung als Jagdspieß keine Schwierigkeiten.

Als Denkmal für einen gewaltsam und unversehen umgekommenen Jäger steht das Steinkreuz bei Unterjesingen nicht allein. Weitere Beispiele mit einem Jagdspieß als Zeichen sind das Steinkreuz vor dem Stadt- und Stiftsmuseum in Aschaffenburg, der spätmittelalterliche Kreuzstein in Burgkunstadt³ und das Steinkreuz zwischen Buch und Kirchzell im bayerischen Odenwald aus dem Jahr 1535⁴. Allerdings führt der Jäger auf Abb. 2 zwei Jagdspieße, in jeder Hand einen. Bemerkenswerterweise findet man dies auch unter den spätmittelalterlichen Steinkreuzen, denn das Steinkreuz bei Hengelbach⁵, links der Straße nach Solsdorf am Nordrand des Thüringer Waldes im Kreis Rudolstadt, Bezirk Gera, weist auf seiner Vorder- und Rückseite je einen Jagdspieß als Zeichen auf (Abb. 3).



Ein Jäger mit zwei Speißen und einem Horn aus dem Jagdbuch des Gaston Phoebus, Comte de Foix, 15. Jahrhundert (Abb. 2).

Rechte Spalte: Die Vorderseite des 0,97 m hohen spätmittelalterlichen Steinkreuzes bei Hengelbach an der Nordseite des Thüringer Waldes im Kreis Rudolstadt mit einem Jagdspieß als Attribut (Abb. 3).

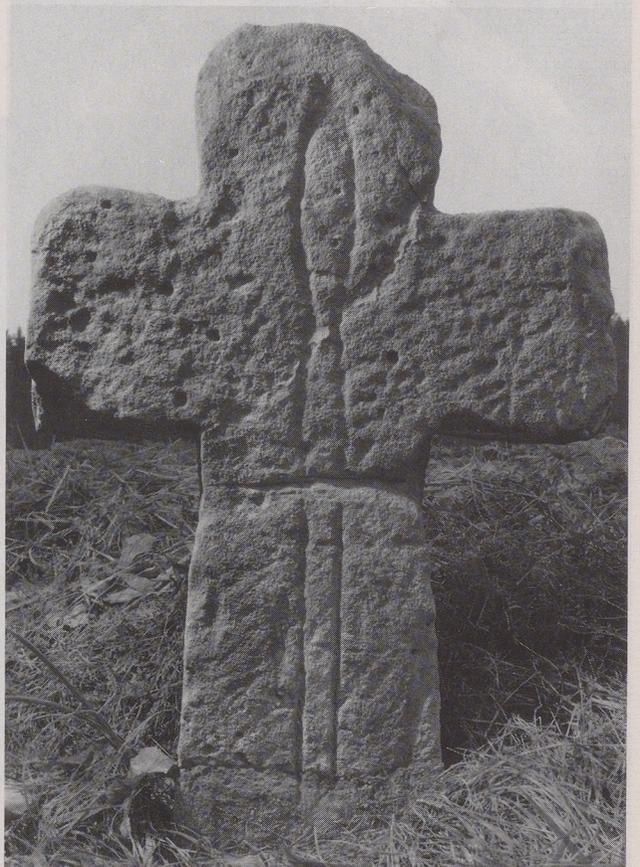
Spieß und Jagdhorn als Zeichen des spätmittelalterlichen Jägers

Als Zeichen der Rückseite des Unterjesinger Steinkreuzes wird ein Messer mit einer aufsitzenden Schuhsohle vermutet¹. Zwar ist das untere, gekrümmte Zeichen als geschweiftes Messer denkbar, doch dem Messer fehlt das Heft, weshalb sich diese Deutung nicht halten läßt. Erschwert wird die Interpretation des Zeichens durch dunkle Nachzeichnungen, denen Rillungen nicht zugehören, sie jedoch vortäuschen! Man muß demnach von den irreführenden Nachzeichnungen absehen und lediglich

den feststellbaren Rillen folgen. Bedenkt man das Zeichen der Vorderseite (Abb. 1), einen Jagdspieß, so fällt das Erkennen des Zeichens auf der Rückseite (Abb. 4) nicht schwer: Es ist ein Jagdhorn mit einem Tragegurt, der in seinem unteren Teil durch einen kurzen, schräg nach rechts oben verlaufenden Riemen verbunden ist. Hinzu kommen noch ein weiterer, in der Mitte angeordneter, kurzer, vertikaler sowie ein schräger Riemen. Diese Darstellung ähnelt dem rechten Horn mit Tragegurt und Querriemen auf der Vorderseite eines spätmittelalterlichen Bündiger Scheibenkreuz-Grabsteins⁶ (Abb. 5).

Spieß und Horn (Abb. 2) gehören zur Ausrüstung eines spätmittelalterlichen Jägers. So tritt auf dem spätgotischen Teppich der Marienkirche zu Gelnhausen⁷ im ersten Feld, der Einhornjagd, der Engel als Jäger auf; er ist mit einem Spieß und einem Horn ausgerüstet. Noch während des 16. Jahrhunderts verschwindet der Spieß aus den historischen Zeichen der Jäger; die Zeichen beschränken sich auf das Horn.

Das im Wald nahe Tübingen-Unterjesingen in der Abteilung «Brudergarten» anzutreffende Steinkreuz wurde im Jahr 1482 oder bald danach errichtet. Es erinnert an einen im Jahr 1482 gewaltsam umgekommenen Jäger, denn das Steinkreuz ist auf seiner Vorderseite mit einem Jagdspieß sowie einer verschlagenen Jahreszahl und auf seiner Rückseite





mit einem Horn verziert. Speiß und Horn sind die Attribute des spätmittelalterlichen Jägers⁸. In Südwestdeutschland ist es das einzige Steinkreuz, das als Attribut beide Bestandteile eines spätmittelalterlichen Jägerzeichens aufweist.

Anmerkungen

- 1 Bernhard Losch: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg. Ein Inventar. Stuttgart 1981, im Textteil die Seiten 285–286 unter Tübingen XII, Stadtteil Unterjesingen, mit der Abbildung 496 auf der Seite 63 des Bildteils.
- 2 Gabriel Bise: Das Buch der Jagd von Gaston Phoebus, Comte de Foix. Freiburg/Üe. und Genf 1978, S. 74.
- 3 Ulrich Streng: Wanderführer zu den Kreuzsteinen im Landkreis Lichtenfels. Lichtenfels 1987, S. 27.
- 4 Friedrich Karl Azzola, Heinz Bormuth und Fritz Schäfer: Dolch, Schwert und Speiß als Steinkreuzzeichen im hinteren Odenwald. Eine denkmalkundlich-ikonologische Untersuchung. In: Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gothilde Güterbock, herausgegeben im Auftrag des Breuberg-Bundes von Winfried Wackerfuß, Peter Assion und Rolf Reutter; 2. unveränderte Auflage, Breuberg-Neustadt 1982, S. 55–62, insbes. S. 59–60 mit einer Abbildung des Steinkreuzes.
- 5 Frank Störzner: Steinkreuze in Thüringen. Katalog der Bezirke Gera und Suhl. Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte Nr. 21, Weimar 1988, im Textteil die Seiten 52–53 mit der Abbildung 101 auf der Tafel XIII.
- 6 Juliane und Friedrich Karl Azzola: Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen. Heft 10 der Hessischen Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde, Kassel 1972, insbes. die Seiten 31–32 mit den Abbildungen 55–58.
- 7 Albrecht Kippenberger: Der spätgotische Teppich in der Marienkirche zu Gelnhausen. In: Hessische Heimat NF 12 (1962), Heft 3, S. 14–17, insbes. Abb. 12 auf der S. 15.
- 8 Eine weitere wichtige Waffe der spätmittelalterlichen Jäger war die Armbrust. Zu klären wäre, ob die mitteldeutschen Steinkreuze mit der Armbrust als Zeichen auch als Gedenkmale für Jäger zu interpretieren wären. Dazu Gerhard Ost: Die Armbrust auf Steinkreuzen. In: Heimatgeschichtlicher Kalender des Bezirks Gera 1982, S. 34–41.



Oben: Die Rückseite des Steinkreuzes bei Tübingen-Unterjesingen von 1482 mit einem Horn als Attribut (Abb. 4).

Unten: Ein spätmittelalterlicher, inschriftloser Scheibenkreuz-Grabstein aus Büdingen im Wetteraukreis mit zwei Jagdhörnern als Attribut (Abb. 5).

Der Schatz in den Schwedenhöhlen bei Reutlingendorf

Wolfgang Rieger

Zwischen Reutlingendorf und Dietelhofen liegt ein mit Buchen bewachsener Abhang, der als Dobelhau bezeichnet wird und in dem sich die sogenannten Schwedenhöhlen befinden. Im Volksmund wurden sie auch Schwedenlöcher oder Dobellöcher genannt.

Die zwölf bis fünfzehn nebeneinander liegenden Höhlen wurden in den Pfohsand gegraben und sind mittlerweile alle verschüttet. Durch schmale, steil hinabführende Eingänge gelangte man zu den geräumigen, trockenen Höhlen, die etwa zehn Meter lang, drei Meter breit und zweieinhalb Meter hoch waren. An den Seiten waren Nischen eingehauen, die, nach den geschwärzten Stellen zu schließen, zur Feuerung gedient gaben. Ursprünglich muß der Eingang zu den Höhlen durch ein ziemlich enges, dachsbauartiges Loch geführt haben.

Durch die Bemühungen des Pfarrers Merkle von Reutlingendorf und mit der Unterstützung der Gemeinde und des Albvereins wurden 1899/1900 zwei der größten Höhlen zugänglich gemacht und mit bequemen Eingängen versehen. Auch diese Eingänge sind schon lange nicht mehr vorhanden.

Es gilt als sicher, daß die Höhlen schon vor dem Dreißigjährigen Krieg vorhanden waren und in unruhigen Zeiten und Kriegen den Umwohnern als Schlupfwinkel und Aufbewahrungsort ihres Eigen-

tums dienten. In die Wand einer der Höhlen war die Jahreszahl 1620 geschrieben. Die damaligen Menschen fanden es angebracht, gleich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges vor befreundeten wie feindlichen Truppen geheime Schlupfwinkel zu schaffen; was sich bei der Dauer des Krieges und der Art, wie dieser geführt wurde, als richtig erwies. Jahrelang wohnten hier die Menschen, sich vor den Feinden verbergend.

Die Furcht vor den Schweden hatte alle Gemüter erfüllt und, wie sich zeigte, mit Recht, denn in das 17. Jahrhundert fällt die größte Schreckens- und Leidenszeit der Bewohner an der oberen Donau. Ein Brief aus dem Kriegsjahr 1634, verfaßt von Donatus, einem Klosterverwalter in Reutlingendorf, an den Abbas, an den Abt von Obermarchtal, signalisiert die Ankunft der Schweden und teilt mit, daß die Einheimischen in den Dobellöchern Unterschlupf suchen.

Pater Abbas Marchtalensis

Mit deß Herrn gruß vermeldt ich euch gehorsambst und ehrfürchtig, daß der Schwedt mit vill mann und zwayhundert stuck Pfert anruckt von Sulgen (Saulgau) und Statt Biberach her, also hat ein reitend bott bericht von Uttenweiler und wöllen Euch von Schaden bewart han, weil der Schwedt alle und jegliche Art hab mit raub, brant oder totschlag nimbt. Also vermeldt ich hierfür, daß die gantz ge-



maint, Ich der Clostermayer mit unser hab unterschlupf und Dach suchen in den tobellöchern, so aller notdurft genugsamblich herperg biten. Hiervon vermeldt ich Euch Hochehrwürdigem zu Eurem Nutz und Frommen laut befelch.

Ruitlingen 24. junius

Im Aintaussenten Sechshundert vir und dreißigsten Jahr unseres Herrn, St. Johannis Täufers tag

Es wird überliefert, daß Reutlingendorfer die Schwedenhöhlen auch benutzen wollten, als während der napoleonischen Kriege zu Anfang des 19. Jahrhunderts russische Soldaten hierher kamen. Sie konnten ihr Vorhaben aber nicht mehr ausführen, da zuvor eine Gruppe Kosaken in das Dorf geritten kam.

Der Originalbrief von 1634 befand sich im Besitz von Pfarrer Sixtus Bachmann in Reutlingendorf, dessen Grabstein an der Mauer der Pfarrkirche angebracht ist. Die Inschrift dieser Grabsteinplatte wurde von dem bekannten Pater und Dialektdichter Sebastian Sailer aus Obermarchtal verfaßt und lautet:

Hier ruht nach treu erfüllter Pflicht

Der Hirt in Mitte seiner Herde

Und höret dem Ruf, der ihn im Licht

Mit ihr aufs neu vereinigt werde

Sixtus Bachmann war Mönch, Komponist, Klaviervirtuose und Pfarrer. Josef Siegmund Bachmann, der den Klosternamen Sixtus erhielt, ist am 18. Juli 1754 in Ketterhausen/Schwaben geboren. Mit siebzehn Jahren trat er in das Prämonstratenser kloster Marchtal ein, wo er lange Zeit die Musikpflege leitete. Er zählte zu den begabtesten Klosterkomponisten des schwäbischen Barock; seine Werke erschienen schon zu Lebzeiten in Druck.

Aber auch auf andere Weise ist er in die Musikgeschichte eingegangen. In dem Wallfahrtsort Markt Biberach/Schwaben, nördlich von Augsburg gelegen, fand am 6. November 1766 der bekannte Orgelwettbewerb zwischen dem damals zehnjährigen Wolfgang Amadeus Mozart und dem um zwei Jahre älteren Josef Siegmund Bachmann statt. Das Wunderkind Mozart und die musikalische Frühbegabung Bachmann spielten nacheinander, und für beide fiel dieser Musik-Wettbewerb sehr rühmlich aus.

Nach der Aufhebung des Klosters Obermarchtal bis zu seinem Tod am 18. Oktober 1825 war er mehr als zwanzig Jahre lang Pfarrer von Reutlingendorf. Er machte sich auch sehr verdient durch die Sammlung der schwäbischen Komödien seines Mitbruders Sebastian Sailer, der übrigens auch musikbewandert war.

Der Fama zufolge soll um 1850 in den Höhlen nach einem vergrabenen Schatz gesucht worden sein. Die Anregung hierzu gab wohl das mehrfache Er-

scheinen von Irrlichtern, die in windstillen Nächten an der sumpfigen Waldstelle flackerten. Drei Männer sollen es gewesen sein, die in der bekannten Schatzgräbernacht, der Andreasnacht zwischen Mitternacht und ein Uhr nachts, in einer der Höhlen ein tiefes Loch gegraben haben, um den verborgenen Schatz zu heben.

Einer der Männer, der im Volksmund den Namen Haberlatsche führte und ein in der Gegend bekannter Schatzgräber war, hatte den Schatz über der Höhle schon mehrfach flimmern und glühen sehen. Da aber die rechte Stunde noch nicht gekommen war, habe der Erdgeist die eisenbeschlagene Kiste immer wieder entrückt. Wohl durch die Erschütterungen und durch das Graben kam der Sand ins Rutschen, so daß die wackeren Schatzgräber eiligst ins Freie flüchten mußten. Nie wieder wurde der Zugang zu dieser Höhle aufgedeckt, und so ruht der Schatz noch heute klaffertief im Boden.



Pater Sebastian Sailer entwarf die Grabinschrift für Pfarrer Sixtus Bachmann, der sich für die Schwedenhöhlen interessierte.

Buchbesprechungen

HORST BRANDSTÄTTER und JÜRGEN HOLWEIN: **Stuttgart. Dichter sehen eine Stadt.** Texte und Bilder aus 250 Jahren. Verlag J. B. Metzler Stuttgart 1989. 391 Seiten mit 254 Abbildungen, davon 48 in Farbe. Leinen DM 98,-

Um 1750 war Stuttgart nicht mehr als die kleine Residenz eines Despoten, dessen Allüren in diametralem Gegensatz zur wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit seines armen Landes standen. Napoleon verdankte es die Stadt, gleichsam über Nacht zur Hauptstadt eines territorial erheblich vergrößerten Königreichs aufgestiegen zu sein. Langsam hielten die Moderne und mit ihr die Industrie Einzug, wuchs die Stadt nun auch durch Eingemeindungen. In den Bombennächten des Zweiten Weltkrieges und im Betonboom der Nachkriegszeit verlor sie schließlich ihr historisch gewachsenes Gesicht, stieg wirtschaftlich aber auf zum Zentrum der Industrieregion Mittlerer Neckar. Mit der politischen Rangerhöhung und dem wirtschaftlichen Aufstieg hielten aber Kultur und Weltoffenheit nicht in gleichem Maße Einzug. Kommerz und Geist vertragen sich offenbar schlecht. Zwar entstand im 19. Jahrhundert in Stuttgart ein Zentrum des Verlagswesens und des Buchhandels, doch obgleich viele Schriftsteller ihre Werke hier drucken und verlegen ließen, litten Künstler nicht selten an und in Stuttgart. Männer von Welt sowie sensible Künstler empfanden den Provinzialismus und die muffige Bürgerlichkeit oft bedrückend.

Nikolaus Lenau, der sich 1844 im Wahn aus dem Fenster eines Stuttgarter Bürgerhauses stürzte und 1850 in geistiger Umnachtung in Oberdöbling bei Wien starb, urteilte verzweifelt: *Verdammtes Kloakental! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen und abgeschwitzten Weinbergen so verbraucht und verschmutzt, als wäre sie durch meilenweite Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt.* Psychologisch ähnlich aufschlußreich liest sich der medizinische Bericht über die Krämpfe und Anfälle («Veitstanz») des jungen Georg Herwegh (1831). Ansichten aus der Dunkelzone des biedermeierlichen Stuttgart, einer Epoche, an deren Ende die 48er Revolution stand. Deren bedeutendste Leistung, die erste deutsche Nationalversammlung oder besser, was von ihr übriggeblieben war, das «Rumpfparlament», wurde im Juni 1849 in Stuttgart durch württembergische Kavallerie gesprengt. Die beiden «tollen Jahre» 1848/49 beleuchten Berichte konservativer – Wolfgang Menzel, Friedrich Wilhelm Hackländer – wie liberaler – Georg Friedrich Kolb, Moritz Hartmann, Ludwig Simon – Zeitzeugen. Es wird deutlich: Auch für politische Träumereien war die Stadt ein schlechter Nährboden.

Erst zur Jahrhundertwende hin lassen sich vermehrt Anzeichen eines geistigen Aufbruchs ausmachen. Clara Zetkin, August Bebel, W. I. Lenin, Wilhelm Raabe, Albert Dulk und Arthur Rimbaud leben in der Stadt, die mit dem Dietz-Verlag auch den wichtigsten Verlag der deutschen Arbeiterbewegung beherbergt. Doch die Revolution im November 1918 verlief bekanntermaßen in eher bedächti-

gen Bahnen, obgleich auch am Nesenbach Spartakisten und Reichswehr Maschinengewehre auffuhren. Willi Münzenberg – eine der schillerndsten Figuren in der KPD – verdanken wir den Bericht, wie im besetzten Verlagsgebäude des *Stuttgarter Tagblatts* die *Rote Flut* erscheinen sollte. Doch leider erschien von dem neuen Massenblatt nur eine einzige Ausgabe, von der zudem überhaupt nur wenige Exemplare die Druckerei verlassen konnten. In den Zwanzigerjahren dann immerhin die Weißenhof-Siedlung – von den Stuttgartern bezeichnenderweise wenig geliebt!

Der Vorliebe der Herausgeber für das Schräge, Exotische, für das Nichtangepaßte, für Außenseiter und Rebellen – Berichte etwa von Casanova (ja, auch der hatte an Stuttgart schlechte Erinnerungen!), von Lenau und Herwegh, von August Bebel und Rosa Luxemburg, den Dadaisten Johannes Baader und Walter Serner, von Friedrich Wolf und Thaddäus Troll oder über den Vagabunden-Kongreß 1929 – dieser Vorliebe liegt letztlich ein aufklärerisches Interesse zugrunde. Lüpfen diese Autoren doch den Schleier, lassen unter die Decke einer harmonisierenden Bürgerlichkeit schauen, offenbart sich in ihren kritischen, manchmal an Sarkasmus grenzenden Berichten doch eine weithin unbekannte Seite der Stadt.

Nicht zuletzt darin unterscheidet sich die Textsammlung wohlthuend von vielen der in den letzten Jahren auf den Markt geworfenen ähnlichen Veröffentlichungen, deren tieferer Daseinsgrund oft in der konsequenten (verkaufsfördernden?) Ausklammerung jedes kritischen Untertons zu bestehen scheint. Horst Brandstätter und Jürgen Holwein wollen hingegen unterhalten, dabei aber – durchaus nicht nur nebenbei – eine Art posthumer Gegenöffentlichkeit herstellen, auf geschichtliche und kulturelle Erscheinungen und Ereignisse aufmerksam machen, die die Stadt mindestens ebenso prägten wie die offizielle Politik und Kultur. Eine Marginalienspalte, die außer Portraits der Autoren Angaben zu deren Biographie, aber auch Urteile und Erinnerungen von Zeitgenossen über sie, weitere Texte und sogar Zeichnungen und Karikaturen birgt, stellt die abgedruckten Berichte in den historischen Kontext.

Wer also den Band mit dem scheinbar bildungsbürgerliche Erbauungsliteratur ankündigenden Titel zur Hand nimmt, der wird überraschenderweise nicht Schöngestig-Delektierendes, sondern ein subtil verpacktes historisches Lesebuch finden, dessen aufwendige Gestaltung und dessen Layout gleichwohl auch ästhetischen Ansprüchen zu genügen weiß. Viele, oft farbige Bilder und Stiche aus dem alten Stuttgart, unter denen die Gemälde Reinhold Nägeles vielleicht die schönsten sind, lassen die Lektüre des Werkes auch zu einem optischen Genuß werden. Lokalpatriotische Selbstbeweihräucherung ist zweifelsohne nicht Sache der Herausgeber. Der kritische Blick auch hinter die bürgerliche(n) Fassade(n) entspringt einer anderen, eben nicht heimatseligen, einer wachen Liebe zur Heimatstadt. Denn schließlich hat Joachim Ringelnatz recht: *Ja, Stuttgart ist schön, gegen dies Scheißmünchen ein Paris.*

Raimund Waibel

HERMANN HESSE: **Die Welt im Buch. Leseerfahrungen I. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1900–1910.** Herausgegeben von Volker Michels in Zusammenarbeit mit Heiner Hesse. Suhrkamp Verlag Frankfurt 1988. 646 Seiten. Leinen DM 68,-

Fast 3000 Rezensionen schrieb Hermann Hesse (1877–1962) während seines langen Lebens. Davon war bisher kaum der zehnte Teil zugänglich. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß diese ursprünglich in sechzig verschiedenen deutschen, österreichischen und schweizerischen Zeitungen publizierten Beiträge erstmals vollständig und in der Reihenfolge ihres Erscheinens veröffentlicht werden. Der erste jetzt erschienene Band umfaßt Hesses Buchkritiken aus den Jahren 1900 bis 1910; weitere vier Bände werden folgen.

Bereits 1931 schrieb Kurt Tucholsky: *Hesses Buchkritiken haben zur Zeit in Deutschland kein Gegenstück. Aus jeder Buchkritik Hesses kann man etwas lernen. Sehr viel sogar.* Dieses Urteil gilt auch heute noch und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen fällt bei der Lektüre der Rezensionen auf, mit welcher geradezu enzyklopädischer Belesenheit Hesse Bücher aus den verschiedensten Bereichen seinen Lesern vorstellt und empfiehlt. Neben der ihm wesensverwandten Belletristik gilt sein Augenmerk genauso Neuerscheinungen der sich erst entwickelnden Psychoanalyse wie auch z. B. Märchen- und Kinderbüchern. Aber auch Wörterbücher, Nachschlagewerke, Biographien, Reisebücher, Editionen von Briefwechseln, musik- oder kunstgeschichtliche Publikationen, ganz zu schweigen von Übersetzungen der damals in Deutschland so gut wie unbekanntem chinesischen oder indischen philosophischen und religiösen Quellenschriften entgehen nicht seinem kritischen Auge. Dabei fällt ein zweiter Aspekt von Hesses Rezensionen auf: Er besprach grundsätzlich nur solche Bücher, die er empfehlen konnte, die für ihn etwas Vorbildliches und Wertvolles hatten und denen er zutraute, daß sie *vielleicht noch bis morgen oder übermorgen bestehen* könnten. Schwächen von Büchern zur Diskussion zu stellen, hielt er nicht für seine Aufgabe. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind Hesses Buchbesprechungen keine streitbaren oder besserwisserischen Auseinandersetzungen mit den jeweiligen Autoren, sondern Orientierungshilfen und Anregungen für den neugierigen Leser. Kurz, es sind Versuche, guten Büchern eine breite Leserschaft zu verschaffen. So z. B. seinen Landsleuten Eduard Mörike oder Hermann Kurz. Gleichwohl sind seine Besprechungen keineswegs unkritisch oder lobhudelnd.

Was die Lektüre von Hesses Rezensionen zusätzlich noch interessant und farbig macht, sind seine en passant eingeschobenen kulturkritischen Anmerkungen, wie z. B.: *So erfreulich das zunehmende Interesse des Volkes für neue Dichtungen ist, so muß es doch stets wieder daran erinnert werden, daß Bildung und Geschmack in literarischen Dingen ganz wohl ohne viele moderne Lektüre existieren können, niemals aber ohne ein Vertrautsein mit dem Besten der älteren Literaturen. Es sind Modeaffen, die das Lesen des allerneuesten Romans für eine Bildungsnotwendigkeit halten, während ihnen Goethe so fremd wie Homer ist. Kein Mensch braucht deshalb «alle Klassiker»*

gelesen haben. (...) Man kann den ganzen Goethe, Herder, Lessing gelesen haben und doch ohne Bildung sein; andererseits gehört es zum Wesen einer wertvollen Bildung, daß man da und dort im Schrifttum der Vergangenheit Freunde hat und Schätze weiß. Oder an anderer Stelle heißt es: Wenn es etwa Sitte wäre, über ein neues Buch erst zwei Monate nach der Lektüre zu schreiben oder zu reden, wieviel würde schon in diesem bißchen Zeit untergesunken und vergessen sein!

Der Band ist mustergültig ausgestattet, mit einem erschöpfenden Register, ausführlichen Anmerkungen und einem zusätzlichen alphabetischen Verzeichnis der rezensierten Bücher. Hervorgehoben werden muß auch das ebenso informative wie kluge Vorwort des Herausgebers Volker Michels. Man darf jetzt schon auf den zweiten Band der Edition gespannt sein, der Hesses Rezensionen der Jahre 1911 bis 1916 dokumentieren wird.

Manfred Schmid

HERMANN BAUSINGER (Hg): **Ludwig Uhland. Dichter – Politiker – Gelehrter.** Attempto Verlag Tübingen 1988. 251 Seiten. Kartoniert DM 24,80

Der Band versammelt zehn Texte, die im Sommersemester 1987 anlässlich der 200. Wiederkehr des Geburtstags von Ludwig Uhland im Rahmen einer Ringvorlesung der Universität Tübingen vorgetragen wurden. Damit bietet er den neben einer vergleichbaren, wenngleich bescheidener angelegten Aufsatzsammlung des Tübinger Uhland-Gymnasiums – *Ludwig Uhland. Werk und Wirkung*, herausgegeben vom Uhland-Gymnasium Tübingen, Tübingen 1987 – wichtigsten wissenschaftlichen Beitrag zu den ebenso vielgestaltigen wie in der Regel – wenn etwa in einem Tübinger Restaurant Uhland-Spinat oder dergleichen serviert wurde – geistlosen Ritualen des Jubiläumsgedenkens. Bereits die Tatsache, daß die in beiden Bänden publizierten Arbeiten überwiegend von Tübinger Autoren stammen und ausnahmslos zuerst in Tübingen, Uhlands zentralem Lebensort, vorgetragen worden sind, zeigt, wie wenig selbst das Jubiläumsjahr es vermocht hat, dem Jubilar auch außerhalb der schwäbischen Provinz etwas von der Bedeutung zurückzugewinnen, die seinem Ruhm bis in die Zeit des Nationalsozialismus nur annähernd entspräche. Wenn viele dieser Arbeiten dennoch von Interesse sind, so deshalb, weil sie einzelne Aspekte des Werkes Uhlands genauer ausleuchten und die irritierende Diskrepanz zwischen Uhlands früherem Ruhm und seiner gegenwärtigen intellektuellen Bedeutungslosigkeit zu verstehen trachten.

Drei Beiträge des anzuzeigenden Bandes kreisen um Uhlands literaturwissenschaftliches, sprich: mediävistisches Werk. R. Schenda stellt dar, wie Uhland sich während des Parisaufenthalts 1810/11 die Grundlagen seiner Kenner-schaft der älteren romanischen Literaturen erarbeitete, obwohl seine Studien philologisch teilweise dilettantisch blieben; deutlich wird auch Uhlands durchaus geringe Neigung, die Bildungsreise in die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts zur Emanzipation von jener engen Kleinbürgerlichkeit zu nutzen, die ihn zeitlebens prägen sollte.

G. Schweikle zeichnet nach, wie Uhland zu einem der Begründer der germanistischen Mediävistik werden konnte: weniger durch Hinterlassung akademisch ausgeklügelter Spezialarbeiten als auf dem Wege anschaulicher Vergegenwärtigung der Literatur und der romantisierend verklärten Lebensformen des deutschen Mittelalters. R. W. Brednich schließlich würdigt Uhlands bedeutende Leistungen in der Sammlung und Edition deutscher Volkslieder, ohne indes zu verschweigen, daß diese gehobenen historisch-philologischen Ansprüchen nicht durchweg genügten.

Obwohl Uhland den verflommenen Ruhm primär der Popularität seiner lyrischen Produktion verdankte, wird diese weder in der Ringvorlesung noch im Band des Uhland-Gymnasiums eigens thematisiert. Wie wäre dieser Umstand zu erklären, wenn nicht durch die Annahme, daß am weit überwiegenden Teil der von Uhland verfertigten Gedichte und Balladen wenig mehr bemerkenswert ist als dies, daß sie wohl volkstümlich und schlicht, kaum aber literarisch bedeutend sind? Immerhin ist wenigstens einer der Beiträge dem Dichterkreis der Tübinger Romantik gewidmet: O. Borst bestätigt den naheliegenden Eindruck, die Mitglieder dieses Kreises seien theoretisch eher unbedarft und poetisch, wo nicht «natur-» und «volksnah», eher epigonal gewesen. Ein anderer Beitrag gilt einer Dichtung Uhlands, dem Drama *Ernst, Herzog von Schwaben*. J. Schröder liest dieses Werk, das – ebenso wie das andere Drama, *Ludwig der Baier* – stets die Begeisterung auch der glühendsten Uhland-Verehrer hat erkalten lassen, als ein romantisches Geschichtsdrama, als ein politisches Drama der Württembergischen Verfassungskämpfe von 1815–19 und als ein Psychodrama des Autors Ludwig Uhland. Vor allem in diesem dritten Punkt bietet Schröders Lektüre, die sich nicht ohne Unernst der Mittel eines psychoanalytischen Dekonstruktivismus bedient, durchaus Neues: sie entdeckt den Text als das Psychogramm eines Menschen, der privat in ein Spannungsdreieck mit seinen Eltern und politisch in ein Spannungsdreieck mit der Vaterfigur des württembergischen Königs und dem schwäbischen Mutterland gestellt war und der die aus diesen Spannungen resultierenden Ängste und Wünsche im dramatischen Text abphantasierte. Zwar vermag auch die Psychoanalyse Uhland nicht zu dauerhaftem Leben zu erwecken, immerhin jedoch, so berichtet der Analytiker, hat ihm der Analysand, bevor er wieder versteinte, zugeflüstert, die Freiheit Württembergs sei weiblichen Geschlechts.

Mit Uhlands politischer Tätigkeit befassen sich K. Moersch, der dem Altwürttembergischen bei Uhland nachgeht, und D. Langewiesche, der Uhland im Kontext des deutschen Frühliberalismus sieht. Langewiesche umreißt die Widersprüchlichkeit des Politikers Uhland, der vom Altrechtler über den Frührepublikaner zum linksrepublikanischen Demokraten wurde und doch gerade als solcher vormodernen Argumentationsmustern verhaftet blieb. Er zeigt, daß der Brennpunkt dieser Widersprüchlichkeit in Uhlands Volksbegriff zu suchen ist, der auch Uhlands politische Tätigkeit mit seinem wissenschaftlichen wie poetischen Werk verbindet: Obwohl Uhland

einen «vorindustriellen», seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vollends überholten Volksbegriff vertrat, obwohl dieser Begriff, wie man sagen könnte, objektiv reaktionär war, konnte Uhland ihn der partikularistisch-spätf feudalen Gegenwart kritisch und fordernd entgegenhalten, so daß er subjektiv utopisch zu wirken vermochte und darin Affinitäten zum modern-demokratischen Volksbegriff aufzuweisen schien. So geriet Uhlands Rückzug aus der Politik (1849) zur Flucht in ein Phantasma von deutscher Vergangenheit, dessen edle Reinheit die Verirrungen der Gegenwart zu kompensieren bestimmt war.

Drei Beiträge schließlich gelten der Geschichte von Uhlands Wirkung. W. Dürr erklärt die Tatsache, daß Uhlands Dichtung trotz ihrer überragenden Popularität im Liedœuvre der romantischen Komponisten keine zentrale Stellung einnimmt, damit, daß ihr Volkston, anders als etwa bei Heine und Wilhelm Müller, allzu naiv, sentenzhaft, unironisch gewirkt und daher den Gestaltungsprinzipien des polyrhythmischen Klavierliedes der Romantik, seiner Einladung zu höherstufiger Reflexivität, nicht das geeignete Textmaterial geboten habe. G. Korff stellt an ausgewählten und größtenteils im Band wiedergegebenen Beispielen die Uhland-Rezeption in den Bildkünsten des 19. und 20. Jahrhunderts dar: Uhlands Balladen waren faßliche Vorlagen für ein spektakulär illustriertes Mittelalter, die zudem trivialisierende Inszenierung von Texten wie *Schwäbische Kunde* oder *Der gute Kamerad* befeuerten jenen sentimental-martialischen Chauvinismus, der Deutschland schon Jahrzehnte vor der faschistischen Hypertrophie ergriffen hatte. Da Korff sich in der Frage, ob in derartigem Gebrauch der Dichtung Uhlands nichts als ein Mißbrauch zu sehen sei, vornehme Zurückhaltung auferlegt, will ich die These wagen, daß der mißbräuchliche Gebrauch durch regressive Züge der gedanklich-literarischen Verfassung der Texte selbst ermöglicht ist. Diese These, die ich im vom Uhland-Gymnasium herausgegebenen Band im Ausgang von der Uhland-Rezeption im Nationalsozialismus näher zu begründen versucht habe, wird von U. Jeggle in seinem Beitrag über Nachruhm und Kult mit dem Argument bestritten, die faschistische Vereinnahmung etwa Beethovens und Hölderlins zeige, daß auch Autoren, deren Werken intellektuelle und ästhetische Rückständigkeit gewiß nicht nachzusagen ist, gegen Mißbrauch nicht gefeit gewesen seien. Das mag so sein, aber: Um wieviel leichter fiel solcher Mißbrauch im Falle eines Werkes, dessen Gehalte und Strukturen sich der europäischen Moderne so weit verweigerten, daß seine regressiven Phantasien den reaktionären Antimodernismus geradezu einladen mußten, sich ihrer volkstümlichen Harmlosigkeit zu Zwecken der Camouflage seiner wölfischen Ambitionen zu bedienen? War daher im Falle Uhlands der Mißbrauch des Werkes nicht doch ein in ihm auch angelegter, statt, wie bei Beethoven und Hölderlin, ihm widerstreitender Gebrauch? Jeggle schließt mit den Sätzen: *Vielleicht ist Uhlands Größe kleiner als die Lorbeerbüsche, mit denen man jubiläumsgerecht sein Denkmal verstellt hat. Dies könnte bedeuten, daß wir ihn in den nächsten Jahren wieder ganz aus den Augen verlieren. Das wiederum wäre ihm auch nicht angemessen.*

Es sieht ganz so aus, als sollte Jeggel mit seiner Prognose recht behalten. Zu beklagen wäre das zumindest deshalb, weil dann auch ein paradigmatisches Syndrom der deutschen Ideologie unserer Aufmerksamkeit entglitte.

Reinhold Aschenberg

JOACHIM W. SIENER: **Von der maskierten Schlittenfahrt zum Hof-Photographen. Die Photographie und Stuttgart 1839–1900.** Katalog zu einer Ausstellung in der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart 1989. 168 Seiten mit 124 Abbildungen, davon 12 in Farbe und 72 in Duplex. Broschiert DM 46,- (für Selbstabholer in der Landesbibliothek: DM 35,-)

Am 7. Januar 1839 präsentierte der Franzose L. M. J. Daguerre der Pariser Akademie der Wissenschaften eine der aufregendsten Erfindungen des 19. Jahrhunderts: Ein Verfahren, um die von einer Camera Obscura projizierten *Sonnenbilder* auf eine Metallplatte zu bannen. Nur zehn Tage später berichtete der *Schwäbische Merkur* in Stuttgart über diese ersten Fotografien, und im Herbst 1839 konnte die Stuttgarter Bevölkerung die ersten in Württemberg aufgenommenen Daguerreotypien bestaunen: Der Optikermeister C. C. F. Geiger produzierte bereits die ersten Kameras und experimentierte mit dem neuen Medium. Bei der Stuttgarter Fasnacht erschien dann Monsieur Daguerre schon als Figur bei einer maskierten Schlittenfahrt.

Als Ergebnis seiner langjährigen Forschungs- und Sammelstätigkeit hat im vergangenen Jahr der Fotograf der Württembergischen Landesbibliothek, Joachim W. Siener, eine Ausstellung gestaltet, die 150 Jahre nach Erfindung der Fotografie der Entwicklungsgeschichte der «Lichtbilder» in Stuttgart in den Jahren 1839–1900 gewidmet war.

Sieners Berufserfahrung ist nicht nur der von ihm konzipierten Ausstellung, sondern ohne Zweifel auch dem Katalog zugute gekommen. An erster Stelle sind hierbei die vom Autor ganz vorzüglich reproduzierten – im Original oft verblichenen oder stark nachgedunkelten – alten Fotografien zu nennen. Sachkundig stellt der Autor die Vorgeschichte der Fotografie dar und erklärt die technischen Details. Joachim Sieners besonderes Interesse gilt darüber hinaus aber der Sozialgeschichte der frühen Fotografie. Wer etwa würde unter den ersten Stuttgarter Fotografen neben bildenden Künstlern – Malern, Litho- und Xilographen – auch einen gutsituierten Konditor oder einen russischen Hofsänger vermuten? Aber auch ein verarmter Kunstfeuerwerker und ein Knecht befanden sich darunter. Dem Woher und Wohin der Fotografie widmet sich Siener besonders, fragt aber auch nach ihren Kunden, den posierenden «Modellen».

Dem aufwendig gestalteten, auf Glanzpapier gedruckten Katalog hätte man allerdings ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht. Mit Befremden wird man nicht wenige Druck- und orthographische Fehler vermerken. Dem Text hätte mehr Übersichtlichkeit, der Gliederung eine Straffung und mehr Transparenz sicher gut getan. Die unzähligen, mitten in den Text gesetzten, leeren kleinen quadrati-

schen Kästchen, die offenbar anzeigen sollen, daß das geschilderte Exponat im Katalog nicht abgebildet ist, sind überflüssig, wirken unschön und stören den Lesefluß. Schließlich hätten einige Fehler bei einer Durchsicht des Textes durch einen Historiker vermieden werden können. Joachim Sieners eigentliches Anliegen aber, nämlich die Dokumentation der Frühgeschichte der Fotografie in Stuttgart, wird sicherlich jeden an der Stuttgarter Geschichte Interessierten faszinieren. Nicht zuletzt aufgrund der fesselnden Bilder und der erstaunlich kleinen Auflage – nur 1700 Exemplare – wird Sieners Werk wohl schon in Kürze zu den Rara der Stuttgarter Ortsgeschichte zählen.

Raimund Waibel

Die Bischöfe von Konstanz. Band I Geschichte, Band II Kultur. Herausgegeben im Auftrag der Erzdiözese Freiburg und der Diözese Rottenburg, des Bodenseekreises und des Landkreises Konstanz, der Kantone Aargau und Thurgau, der Städte Konstanz, Meersburg und Friedrichshafen von **Elmar L. Kuhn, Eva Moser, Rudolf Reinhardt und Petra Sachs.** Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1988. 504 und 276 Seiten mit 55 Farb- und 278 Schwarz-Weiß-Abbildungen. Kunstleinen DM 144,-

Eine Darstellung der Geschichte des ehemaligen Bistums Konstanz war seit langem überfällig. Zwar gibt es eine Fülle von Aufsätzen, die sich einzelner Themen oder Personen, vieler spezieller Details annehmen, doch eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse fehlte. Die letzte Gesamtdarstellung der Bistumsgeschichte von Karl Schönenberger umfaßt gerade 46 Seiten und stammt aus dem Jahr 1926, liegt also über 60 Jahre zurück. Dabei kam dem seit den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts bezugten, 1802 säkularisierten und 1827 von Ignaz Heinrich von Wessenberg für erloschen erklärten Bistum für beinahe zwölf Jahrhunderte große Bedeutung zu. Es war das flächenmäßig größte Bistum im deutschsprachigen Raum, ihm unterstand der größte Teil Baden-Württembergs, ein großer Teil der Schweiz sowie Teile Vorarlbergs. Von den Bischöfen gefördert, entwickelte sich Konstanz im Mittelalter zu einer der «Hauptstädte» Schwabens. Die Bischöfe bestimmten als Fürsten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation dessen Belange mit, nahmen in ihm eine wichtige Stellung ein.

Über 40 Autoren haben sich nun zur Aufarbeitung der Bistumsgeschichte zusammengefunden. Im Band I werten nach einem historischen Überblick von den Anfängen bis zum Ende die Strukturen der Bistumsverwaltung, die Funktion und das Funktionieren, die Rolle und die Wirkung der Weihbischöfe, der Synode und Visitationen, der Domschule, des niederen Klerus, der Priesterausbildung, der Generalvikare, der Ratsgremien und des Hofgerichts, des Kanzleramts und des Kanzlers, des Hoflebens, der Bettel- und Herrenklöster im Hochstift ebenso beschrieben wie die Stellung des Bischofs im Schwäbischen Kreis oder die Zusammensetzung und Verfassung des Domkapitels.

Die diesen Untersuchungen folgenden Beiträge zu den «Territorien» des Hochstifts machen deutlich, daß es dem Bistum trotz aller Anstrengungen nicht – wie etwa den Bistümern Basel, Passau, Münster oder Paderborn – gelungen ist, ein geschlossenes Territorium zu schaffen. Der Besitz blieb ein inhomogenes Konglomerat von verstreuten Einzelgütern, einigen Grundherrschaften mit Niedergerichtsrechten und einigen wenigen Herrschaften mit Hoheitsrechten. Eine alle Rechte umfassende Territorialhoheit konnte Konstanz nirgendwo erwerben, durchsetzen oder halten. Ein Abschnitt mit zehn Aufsätzen, in denen einzelne Bischöfe gewürdigt werden, schließt den Band.

Der zweite Band – wie der erste reich bebildert – zeichnet die kunstfördernde Wirkung der Bischöfe auf. In ihm finden sich Beiträge zur Baugeschichte des Konstanzer Münsters, zu den kirchlichen Stiftungen der Bischöfe, zu deren Schlössern, zur Malerei, zu den Bildnissen, den Grabmälern, den Hofkünstlern, zur Bibliothek, Musik, Literatur, zu den im Bistum geprägten Münzen, zu den Siegeln oder zu den Gold- und Silberschmiedearbeiten. Mit beiden Bänden wurde ein Standardwerk geschaffen, das nicht nur Kirchenhistorie beinhaltet, sondern auch einen gewichtigen Beitrag zur Geschichte des gesamten Südwestens und der Nordschweiz leistet.

Wilfried Setzler

AGATHE und ADOLF SAILE: **Mode auf Modeln. 400 Jahre Modegeschichte.** Verlag Hans Schöner Königsbach-Stein 1988. 216 Seiten mit 77 Farbtafeln. Leinen DM 118,-

Aus Holz geschnitzte Model für Springerle, Lebkuchen, Spekulatius oder Tragant gebrauchte man früher nicht nur zur Weihnachtszeit. Mit ihnen backte man zu Hochzeiten, Geburtstagen, zu Neujahr, zu Ostern, zur Taufe. Wobei die Produkte nicht immer zum Verzehr hergestellt wurden, sondern auch als Erinnerungsstücke, als Souvenir, als Wandschmuck, als dekorative Tischkarten dienten oder den Abc-Schützen halfen, das Alphabet zu lernen. Daß die Modelschnitzer ihrem jeweiligen Zeitgeschmack unterworfen waren, ermöglicht Entwicklungen künstlerischen Gestaltens auch an Modeln aufzuzeigen. Kunsthistorikern und vor allem Volkskundlern sind die Model so auch eine Quelle ihrer Forschungen.

Einen eher ungewöhnlichen Blick auf Modeln warfen und werfen seit Jahren Agathe Saile und ihr Mann Adolf, Stuttgarter Glasmaler. Sie entdeckten die Mode auf Modeln, betrachteten und interpretierten die Model als Modejournale. Und tatsächlich gelingt es ihnen, die Entwicklung der Mode, der Kleiderstile in den letzten vier Jahrhunderten anhand von Modeln beziehungsweise anhand ihrer Abbildungen zu beschreiben. Dabei machen die Autoren erstmals auf die besondere Möglichkeit aufmerksam, die Model als Spiegelbilder der Mode bieten. Die Abbildungen – Reiter, Soldaten, Damen und Herren – zeigen nämlich nicht nur die «große Mode» des Adels, der europäischen Herrscherhöfe, der Haute Couture, sondern auch das, was in der Provinz, in Stadt und Land,

alltäglich getragen wurde. Daß diese Model kleine Kunstwerke sind, die sich zudem durch Detailgenauigkeit auszeichnen, können die beiden Autoren an vielen Beispielen beweisen. Deutlich wird auch, daß sich diese ins einzelne gehende Darstellung nicht nur auf die Kleider beschränkte, sondern genauso auf die Accessoires achtete: Schmuck und Frisuren, Hüte und Schuhe, Schirme und Stöcke, Beutel und Fächer.

So ist ein außerordentlich informativer, interessanter und – dank der hervorragenden Abbildungen – auch schöner Band entstanden, der einen weiten Bogen der Modegeschichte spannt und deren Entwicklung aufzeigt von der Renaissance bis in die Gründerzeit und in den Stilpluralismus.

Sibylle Wrobbel

PAUL WESTRICH: **Die Wildbienen Baden-Württembergs.** 2 Bände. Eugen Ulmer Verlag Stuttgart 1989. 972 Seiten mit 496 Farbfotos und 396 Verbreitungskarten. Leinen DM 88,-

Obwohl in Baden-Württemberg 429 Arten Wildbienen nachgewiesen werden können, gehört diese Insektenfamilie sicherlich nicht zu jenen Tierarten, deren Existenz im Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit verankert ist. Das vorliegende zweibändige Werk könnte dem abhelfen, wobei die vielen faszinierenden Fotos und die Allgemeinverständlichkeit des Textes, womit der Autor sicher auch Nicht-Spezialisten für die Wildbienen zu interessieren vermag, einen nicht unerheblichen Anteil haben werden. Liebevoll und sehr ausführlich werden im ersten Band die Lebensräume und die Lebensweise der Wildbienen vorgestellt. Erstaunliches ist über die äußerst vielgestaltige Lebensweise dieser Tiere zu erfahren. So etwa über den Nestbau: Benutzen die einen leere Schneckenhäuser als Hohlraum zur Nestanlage (manche Mauerbienen), so bevorzugen andere selbstgebaute Wohnungen und graben Röhren in die Erde (z. B. Spiralhornbienen), nagen Gänge in Holzstücke (Holzbienen) oder mauern sich Brutzellen aus Steinchen, Sand und Lehm (Mörtelbienen) oder aus Laubblättern (Blattschneiderbienen). Ein Kapitel befaßt sich mit den Nutznießern und Gegenspielern der Bienen, ein weiteres, in dem selbst eine Liste der Pollenquellen nicht fehlt, mit den Blüten, die nicht nur als Nahrungsquelle und Ruheplatz dienen. Schließlich sind Ursachen des Rückgangs und der Gefährdung der Wildbienen dargestellt.

Im zweiten Band beschreibt der Autor die einzelnen, in Baden-Württemberg vorkommenden Arten in Kurzform. Es gelang Paul Westrich, sämtliche Daten über das Wildbienen-vorkommen in Baden-Württemberg katasterartig zu erfassen. Einziger Mangel: Einen Bestimmungsschlüssel wird der Leser vermissen. Aber vielleicht erfreut der Autor sein Publikum damit zu einem späteren Zeitpunkt, kostet ein solches Bestimmungswerk angesichts der Formenvielfalt der Bienen doch viele Jahre intensiver Arbeit. Nicht unerwähnt bleiben soll ein Gesichtspunkt: Auch wenn man sich nicht intensiv mit Wildbienen befassen

will, einen ästhetischen Genuß stellt die Lektüre des Werkes allemal dar.

Astrid Waibel

HORST SCHÖCK: Plieningen. Ein Dorf lebt nicht vom Kraut allein. Silberburgverlag Stuttgart 1988. 120 Seiten mit etwa 120 Abbildungen. Pappband DM 39,80

Ortsgeschichte hat Konjunktur. Auch über Plieningen, dem nahe am Flughafen gelegenen und 1942 nach Stuttgart eingegliederten Filderdorf, wurde nun ein diesbezügliches Werk vorgelegt. Doch der Leser, der eine lückenlose, auf neue Archivarbeit gegründete Ortsgeschichte erwartet, wie sie etwa 1985 für die Nachbargemeinde Möhringen erstellt wurde, wird zu Recht enttäuscht sein. Horst Schöck verzichtete darauf, eine umfassende Chronik zu schreiben, und stellte statt dessen persönliche Geschichte und Berichte in den Mittelpunkt.

So entstand ein Lesebuch zum Blättern, in dem bunt gemischt Historisches neben Gereimtem wie dem schwäbischen Gedicht über «D' Glockadreher» und Anekdoten wie jene über die Pannen der Plieningener Feuerwehr einen Platz fanden. Bei der Lektüre kommt manch Interessantes, Amüsantes und auch Neues zutage. So wird – nach einem «Streifzug» durch die Geschichte des Ortes – etwa über den Schulunterricht seit Mitte des 16. Jahrhunderts berichtet, über die Geschichte der Filderbahn, die Bedeutung der Leinenweberei bis zur Industrialisierung, die Entwicklung der Landwirtschaft und nicht zuletzt über die Plieningener Vereine. Bemerkenswert das Kapitel über den Flughafen, in dem der Autor die Folgen der Ausbaupläne für die Plieningener Bauern einfühlsam darstellt. Nur wenig genutzt wurde allerdings die Chance, durch Berichte von Zeitgenossen oder durch andere Quellen die Ereignisse während des Nationalsozialismus aufzuarbeiten. Ausführlich geschildert werden zwar die Schwierigkeiten, mit denen zwei Plieningener zu kämpfen hatten, die aus unterschiedlichen Gründen mit dem totalitären Regime in Konflikt kamen: der eine als Pfarrer, der andere als Kommunist. Doch offenbar wurde manch anderes, an das sich die Plieningener durchaus noch erinnern, nicht in das Buch aufgenommen. Diesen Schluß lassen einige Bemerkungen des Autors in der «Nachlese» ebenso zu wie die wenig informativen Sätze über französische Zwangsarbeiter in Plieningen. Schade auch, daß die Reproduktion der Fotos sehr zu wünschen übrigläßt.

Andrea Hein

Archäologie, Kunst und Landschaft im Landkreis Tuttlingen. Herausgegeben vom Landkreis Tuttlingen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988. 328 Seiten mit 194 Abbildungen, davon 21 in Farbe. Broschiert DM 28,-

Der Prophet gilt im eigenen Lande wenig, besagt eine alte Spruchweisheit. Ähnliches mag für die historischen und kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten der näheren Umgebung gelten, deren Existenz den Zeitgenossen lei-

der oft unbekannt ist. Zwar existieren für eine ganze Reihe von baden-württembergischen Landkreisen die verdienstvollen amtlichen Kreisbeschreibungen, die nicht zuletzt Landschaft, Kunst und Geschichte eingehend würdigen. Doch die breite Öffentlichkeit wird sich durch diese schwergewichtigen, nicht eben billigen und oft eher trocken denn spritzig formulierten Kompendien wohl selten animieren lassen, sich auf eine Entdeckungsreise in der engeren Heimat zu machen. Ein vom Landkreis Tuttlingen herausgegebener, mehr als 300 Seiten starker Führer – denn als solchen wird man die Veröffentlichung wohl bezeichnen – wird den Leser eher zu Ausflügen einzuladen vermögen.

Der Hauptteil des Werkes ist den 57 Gemeinden des Landkreises gewidmet, deren größere oder kleinere Kunstschätze von verschiedenen Autoren, darunter Wolfgang Irtenkauf, beschrieben werden. Viel sakrale Kunst und Architektur, romanische Gotteshäuser etwa oder gotische Fresken, Altäre aus der frühen Neuzeit sowie – natürlich – aus dem Barock und dem Rokoko, Malereien der Beuronener Schule, aber auch Volkskunst auf 150 Motivtafeln in der Kirche von Emmingen ab Egg. Darüber hinaus schmucke Bauernhäuser, malerische Ortsbilder, Schlösser des hohen und – vor allem – niederen Adels.

In einem diesem Hauptteil des Werkes vorangestellten Kapitel beschreibt Christof Unz die historische Entwicklung des Raumes von der Urzeit bis ins frühe Mittelalter. Hinterließen in der Baar doch unter anderem der steinzeitliche Mensch oder später die Römer Spuren, und wurden doch schon Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Oberflacht aufregende alemannische Funde gemacht, u. a. das berühmte «Sängergrab» mit Totenbett und Leier.

Raimund Waibel

ODILO ENGELS: Stauferstudien. Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert. Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag, herausgegeben von Erich Meuthen und Stefan Weinfurter. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988. XXII und 256 Seiten. Leinen DM 64,-

Odilo Engels, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Köln, gilt als einer der besten Kenner der Stauferzeit. Seine historischen Forschungen beschäftigen sich weniger mit den Taten und dem Wirken der staufischen Herrscher, so imponierend sie ihm auch sind und so wenig er diesen traditionellen Ansatz aus den Augen verliert, als vielmehr mit den sozialen und rechtlichen Begebenheiten und Veränderungen sowie mit den geistig-geistlichen Strömungen jener Zeit. Dazu gesellt sich ihm ein landeshistorischer Ansatz. Um zur Gesamt-sicht historischer Vorgänge zu gelangen, werden spezifische regionale und territoriale Voraussetzungen erarbeitet.

Seine 1972 erstmals als Urban-Taschenbuch erschienene Geschichte der Staufer erlebte inzwischen mehrere Auflagen. In ihm hat er die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen zusammengefaßt; Ergebnisse, die bis auf wenige Ausnahmen – etwa über den Aufstieg der

Staufer in die vorderste Linie der Reichsfürsten – inzwischen Allgemeingut der Geschichtswissenschaft geworden sind. Der hier nun zu seinem 60. Geburtstag vorgelegte Band vereint die «Schlüsselstudien», die die *Schneisen für das neue Stauferbild* gezogen haben, wie die Herausgeber etwas forsch im Vorwort schreiben. Es sind acht in den verschiedensten Zeit- und Festschriften zwischen 1971 und 1983 erschienene Aufsätze, die den Forschungsansatz des Autors deutlich machen: Die Zeit der hl. Hildegard – Beiträge zur Geschichte der Staufer im 12. Jahrhundert – Zur Entmachtung Heinrichs des Löwen – Grundlinien der rheinischen Verfassungsgeschichte – Der Erzbischof von Trier – Der rheinische Pfalzgraf und die gescheiterte Verbandsbildung von Springiersbach – Der Niederrhein und das Reich – Kardinal Boso als Geschichtsschreiber – Friedrich Barbarossa im Urteil der Zeitgenossen (bisher nur in italienischer Sprache erschienen).

Wilfried Setzler

Erfassung der historischen Gärten und Parks in der Bundesrepublik Deutschland. Vorgelegt vom Deutschen Heimatbund in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege, Arbeitskreis Historische Gärten. Loseblattsammlung.

Eine große Zahl von historischen Gärten und Parkanlagen wird in der Bundesrepublik mit zum Teil beträchtlichem finanziellen Aufwand erhalten. Nicht wenige aber sind dem Verfall preisgegeben oder sollen auf lange Sicht gar überbaut werden. Die Erhaltung und Sicherung der alten Anlagen ist das Hauptanliegen dieser Publikation des Deutschen Heimatbundes. Man hofft, die Gärten und Parks als schützenswerte Kulturdenkmäler ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken und so für ihre Erhaltung zu wirken. Über 4000 historische Anlagen werden in der vorliegenden Loseblattsammlung erfaßt und beschrieben. Neben Gärten und Parks von Schlössern, Guts- und Herrenhäusern sowie Klöstern sind auch städtische Anlagen, Stadtparks und Wallanlagen mit erfaßt. Die historische Bedeutung, der aktuelle Zustand und die Denkmaleigenschaft der Anlagen, diese Punkte waren ausdrücklich nicht ausschlaggebend.

Gegliedert ist die Sammlung nach Bundesländern, Regierungsbezirken, Kreisen und kreisfreien Städten. Die Angaben zu den Anlagen enthalten Hinweise auf deren Lage, auf die eventuelle Bebauung, Nutzung sowie auf deren Zukunftsaussichten. Es wird aber auch auf die Gründer und ehemaligen Besitzer, auf die Entstehungszeit, die ursprüngliche Gestaltung sowie die historische Entwicklung der Gärten eingegangen. In vielen Fällen wird auch der historische Wert der Anlagen gewürdigt. Gelegentlich ist auf weiterführende Literatur verwiesen. Der Publikation ist zu wünschen, daß sie einen Beitrag zu leisten imstande sein wird, den alten Anlagen zu vermehrter öffentlicher Wertschätzung zu verhelfen und damit ihrer Erhaltung – möglichst im ursprünglichen Erscheinungsbild – zu dienen.

Andrea Hein

In einem Satz

STEFAN BENNING (Redaktion): **Beiträge zur Geschichte von Siedlung, Dorf und Stadt Bietigheim 789–1989.** Herausgegeben von der Stadt Bietigheim-Bissingen 1989. 816 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 69,-

In dieser überaus gründlichen Ortschronik – allein der Beitrag zur Vor- und Frühgeschichte umfaßt 93 Seiten mit 226 Anmerkungen – wird die Geschichte, die soziale, wirtschaftliche, bauliche, kulturelle, kirchlich-religiöse und bevölkerungspolitische Entwicklung Bietigheims in sieben etwa gleich umfangreichen Kapiteln geschildert: Vor- und Frühgeschichte, Mittelalter, «Blütezeit» bis zum Ausbruch des 30jährigen Kriegs, «Niedergang und Stagnation» vom 30jährigen Krieg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, «Auf dem Weg in die neue Zeit» im 19. Jahrhundert, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Besatzungszeit, Von der Währungsreform 1948 bis zum Zusammenschluß mit Bissingen 1975; ein Orts-, ein Personen- und ein Sachregister beschließen den stattlichen Band.

EBERHARD DOBLER: **Burg und Herrschaft Hohenkrähen im Hegau.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1986. 492 Seiten mit 88 Abbildungen, darunter 21 farbige. Leinen DM 48,-

Dieses Buch schildert anhand umfangreichen, oft erstmals ausgewerteten Quellenmaterials die wechselvolle Geschichte der Burg und Herrschaft; dabei werden die Arbeitsbedingungen der «kleinen Leute» in den benachbarten Gemeinden Mühlhausen, Ehingen, Duchtlingen und Schlatt ebenso erhellt wie die Verflechtungen der Burgherren – bis 1512 die Herren von Friedingen, danach als österreichische Lehensnehmer die Fugger, die Herren von Bodman, von Raitenau und die von Reischach – in die große Politik: ein Buch für jeden, der an der Geschichte des Bodenseegebiets und des Hegaus interessiert ist.

RAINER KILIAN: **Stadt Kirchheim unter Teck.** Ansichten von gestern und heute. (Schriftenreihe des Stadtarchivs Band 8). Geiger-Verlag Horb am Neckar 1988. 108 Seiten mit etwa 120 Abbildungen. EfaLin DM 29,80

Die Gegenüberstellung der «Ansichten von gestern und heute» aus der ehemaligen Oberamts- und heutigen Großen Kreisstadt am Fuße der Teck macht deutlich, wieviel historische Bausubstanz zerstört wurde, dokumentiert aber auch, daß zahlreiche Gebäude und Bauensembles die Zeit unversehrt überstanden haben, verzichtet jedoch leider darauf, die im Bild gezeigte bauliche Entwicklung des Stadtkerns in einen allgemeinen Zusammenhang zu stellen und mögliche Gefahren für die Maßstäblichkeit eines gewachsenen Stadtbildes anzusprechen.

Fenster. Die Augen des Hauses. Der siebte Kalender der Interessengemeinschaft «Erhaltenswerte Bauwerke und Umwelt» Trossingen e.V. 1989. Bezugsadresse: Hansmartin Benzing, Talhauser Straße 35, 7218 Trossingen. DM 15,- plus DM 2,- für den Versand.

Mit erstaunlichem Einsatz bemüht sich die Trossinger Bürgerinitiative «Erhaltenswerte Bauwerke und Umwelt» seit nunmehr zehn Jahren um eine denkmalgerechte Zukunft für die örtliche Vergangenheit; ein erster, allgemeiner Teil des Fensterkalenders sucht mit einem informativen Beitrag von Hansmartin Benzing Verständnis für Form und Funktion dieser Gebäudeöffnungen zu erwecken – die Beispiele reichen vom Fenster in einem Bauernhaus mit simplen Bretterläden bis hin zum Jugendstilfenster unter einem Sandsteinbogen –, bevor auf den Monatsblättern das fotografische Auge einige und nicht immer besonders schöne, aber stets charakteristische «Augen des Hauses» für den Betrachter zum Nachdenken bereithält.

ANDREA BERGER-FIX (Redaktion): **«Auch Einer».** Friedrich Theodor Vischer zum 100. Todestag. Katalog zur Ausstellung des Städtischen Museums Ludwigsburg. Stadt Ludwigsburg 1987. 196 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 18,-

In diesem Katalog werden kritisch, anschaulich und lebendig das Leben und Werk des 1807 in Ludwigsburg geborenen Philosophen, Kritikers und Schriftstellers aufgezeichnet, der in Tübingen, Zürich und Stuttgart Professor für Ästhetik und deutsche Literatur war.

HANS SPANAUS und INGRID PARIGI: **Ungarn. Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde.** Zweite erweiterte und verbesserte Auflage. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1988. 372 Seiten mit 24 Fotos, 35 Karten, Plänen und Grundrissen sowie einer Übersichtskarte. Kartoniert DM 64,-

In diesem gut strukturierten, übersichtlichen und informationsreichen Reiseführer findet man alles über Ungarns Geschichte, Wirtschaft, Kunst und Kultur, doch so gut wie nichts über die Donauschwaben und die Bedeutung der deutschen Siedler nach der Befreiung von den Türken.

ULRICH KLEMM und KLAUS SEITZ (Hg): **Das Provinzbuch. Kultur und Bildung auf dem Lande.** CON Literaturvertrieb Bremen 1989. 302 Seiten. Kartoniert DM 29,-

Agrarwissenschaftler und Pädagogen, Provinzarbeiter und Mitarbeiter ländlicher Projekte, Kulturhistoriker und Erwachsenenbildner nehmen Stellung zu der Frage, ob der Niedergang der Region und des Provinzlebens unaufhaltsam sei; wobei sie voraussetzen, daß die Zukunft der Provinz im Schatten der städtischen Ballungszentren auf dem Spiel steht.

KONRAD A. THEISS: **Kunst- und Kulturdenkmale im Ostalbkreis.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 405 Seiten mit 280 Abbildungen und 16 Farbtafeln. Pappband DM 34,-

Der Ostalbkreis ist nicht nur von großer landschaftlicher Schönheit, sondern auch außerordentlich reich an Kunstschätzen, in ihm reihen sich Kunstwerke europäischen Rangs wie die romanische Stiftskirche in Ellwangen, die Kirchen in Schwäbisch Gmünd, der Herlin-Altar in Bopfingen oder die barocke Klosterkirche in Neresheim, aber auch viele weniger bekannte und doch beachtenswerte Kleinode: alle vom Verfasser gründlich, lesbar, sachkundig beschrieben und fotografiert.

GÜNTER MOLTSMANN (Hg): **Aufbruch nach Amerika. Die Auswanderungswelle von 1816/17.** J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, überarbeitete Neuauflage 1989. 408 Seiten. Leinen DM 44,-

Angesichts von Mißernten und Preissteigerungen bei Nahrungsmitteln sahen bäuerliche Kleinbesitzer, mittellose Handwerker und Tagelöhner in ihrer Verzweiflung keinen anderen Ausweg als den Aufbruch in eine Zukunft, die mit vielen Fragezeichen versehen war: dieses dramatische Geschehen wird in Briefen, Protokollen, Zeitungsberichten und anderen historischen Quellen lebendig und eindringlich vor Augen geführt.

MANFRED MAI: **Jetzt langts. Schwäbische Gedichte.** Selbstverlag Winterlingen 1988. 80 Seiten. Broschiert DM 12,-

Alltägliche Begebenheiten möchte der Autor in all ihren Widersprüchlichkeiten aufzeigen und auf den Punkt bringen, als Beispiel diene:

*No nauf: Liaber mit ma Schbatz
e dr Haad
zu da Tauba
uffs Dach schteiga
als aone Vogel
honna bleiba*

HANS HAGDORN (Hg): **Neue Forschungen zur Erdgeschichte von Crailsheim. Zur Erinnerung an Hofrat Richard Blezinger.** (Sonderbände der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg, Band 1.) Goldschneck Verlag Korb 1988. 255 Seiten mit 93 Fotos, 74 Zeichnungen und graphischen Darstellungen. Pappband DM 39,80

In diesem Band, der sich an Fachwissenschaftler wie an Fossiliensammler und heimatkundlich Interessierte wendet, führen zwölf Autoren in fünfzehn Einzelaufsätzen in Spezialprobleme der regionalen Erdgeschichte ein; so werden den Kostbarkeiten des Crailsheimer Muschelkalks, den Schlangensternen und Seeigeln, den Ceratiten und Wirbeltieren aus dem Bonebed ebenso wie der Flußgeschichte von Kocher und Jagst oder dem Gang der Erforschung des Crailsheimer Trias eigene Aufsätze gewidmet.

FRED UHLMANN: **Der wiedergefundene Freund!** Eine Erzählung mit einer Einführung von Arthur Koestler. Neuauflage der 1985 unter dem Titel «Mit neuem Namen» erschienenen Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1989. 176 Seiten. Pappband DM 19,80

In dieser 1932 in Stuttgart beginnenden Geschichte steht die Freundschaft zwischen dem Sohn eines jüdischen Arztes und dem letzten Angehörigen eines alten schwäbischen Adelsgeschlechts im Mittelpunkt: aus dem Englischen in elf Sprachen übersetzt und 1989 fürs Fernsehen verfilmt.

EKKEHART RUDOLPH: **Umbruch.** Roman. Engelhorn Verlag Stuttgart 1989. 253 Seiten. Pappband DM 29,80

Der Autor, Redakteur von «Kunst und Literatur» beim Süddeutschen Rundfunk, bietet mit diesem im Journalistenmilieu spielenden Roman, dessen «Held» in einem Stuttgarter Vorort lebt, spannende Unterhaltung.

BERND MERKLE: **Drhoim rom. Geschichten und Gedichte mit Zeichnungen von Helga Merkle.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1989. 175 Seiten. Pappband DM 18,80

Nach seinem Erstlingswerk *So semmer hald* stellt Bernd Merkle nun einen Band mit Geschichten aus der schwäbischen Alltagswelt vor, in denen man sich selbst und seine Nachbarn wiedererkennen kann; sprachlich reizvoll durch den Wechsel von hochsprachlich gehaltenem Erzähltext und den schwäbischen Dialogen.

Weitere Titel

PHILIPP MATTHÄUS HAHN: **In Erwartung der Königsherrschaft Christi.** Aus den Tagebüchern in Verbindung mit Gerhard Schäfer herausgegeben von Rudolf Paulus. Verlag Ernst Franz Metzgingen 1989. 264 Seiten. Pappband DM 26,-

Literarische Museen und Gedenkstätten in Baden-Württemberg. Bearbeitet von Friedrich Pfäfflin, Irina Renz und Thomas Scheuffelen. Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1989. 104 Seiten mit 94 teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 20,-

HANS DIETER STÖVER und MICHAEL GECHTER: **Report aus der Römerzeit. Vom Leben im römischen Germanien.** Historischer Roman. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 269 Seiten mit Illustrationen von Friederike Hilscher-Ehlert. Pappband DM 44,-

KARIN KIRSCH: **Kleiner Führer durch die Weißenhof-Siedlung.** Ein Denkmal der modernen Architektur. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1989. 48 Seiten mit 26 Abbildungen und 43 Zeichnungen. Kartoniert DM 10,-

Der Zollernalbkreis (Reihe «Heimat und Arbeit»). 2., neu bearbeitete und ergänzte Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 669 Seiten mit 215 teils farbigen Kunst-drucktafeln. Pappband DM 59,-

WERNER KLEIDER: **Die Entwicklung der Energieversorgung in Württemberg-Franken 1862–1919.** (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Band 4). Scripta Mercaturae Verlag St. Katharinen 1987. 189 Seiten. Broschiert DM 28,-

REGINE FREY-JAUN: **Die Berufung des Türhüters. Zur «Chymischen Hochzeit Christiani Rosencreutz» von Johann Valentin Andreae (1586–1654).** Peter Lang Verlag Bern 1989. 200 Seiten. Broschiert sFr. 44,-

PETER HÄRTLING: **Ein uneingelöstes Vermächtnis. Rede zur Eröffnung der Hermann-Kurz-Ausstellung in Reutlingen (1988)** und HERMANN KURZ: **Die Schwaben. Brief an Ludwig Bauer, eine Charakteristik dieses Stammes enthaltend (1842).** Jürgen Schweier Verlag Kirchheim u. T. 1988. 20 Seiten. Broschiert DM 8,-

JAKOB WENDEHALS: **Schwaben-Spiegeleien.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1989. 240 Seiten mit einigen Zeichnungen. Kartoniert DM 16,80

PETER KRUPPA: **Aalen.** Text von Eugen Hafner. Dreisprachig. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 82 Seiten mit 90 farbigen Abbildungen. Pappband DM 28,-

Geschichten um Elia und Elisa auf schwäbisch erzählt nach Bernhard Reusch. Verlag Ernst Franz Metzgingen 1988. 72 Seiten mit einigen Scherenschnitten von Margarete Hörger. Kartoniert DM 6,80

WINFRIED WAGNER: **Humor auf Schwäbisch. Augenzwinkernde Einblicke in schwäbische (Un-)Zulänglichkeiten.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1988. 153 Seiten mit einigen Zeichnungen von Hans Helferstorfer. Pappband DM 17,80

HANS SAILE, HANS PETER MÜLLER und WOLFGANG HERMANN: **Bettenhausen. Rückblick auf 900 Jahre Geschichte** (Glatter Schriften Heft 4). Herausgegeben von der Gesellschaft Schloß Glatt 1989. 91 Seiten mit einigen Abbildungen und Skizzen. Broschiert DM 10,- (zu beziehen über Frau Christel Frfr. von Podewils, Schloß Leinstetten, 7242 Dornham 3)

PEER-ULI FAERBER: **Schwäbische Kunde. Roman um Ludwig Uhland.** Einhorn Verlag Schwäbisch Gmünd 1989. 288 Seiten. Pappband DM 32,-

Einladung zur Mitgliederversammlung 1990 des Schwäbischen Heimatbundes

am Samstag, dem 5. Mai 1990, um 14 Uhr
in der Gemeindehalle Kirchheim-Jesingen

Tagesordnung

Begrüßung und Grußworte

1. Tätigkeitsbericht des Vorstandes
2. Kassenbericht des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Neuwahl des Schatzmeisters
6. Satzungsänderung
7. Resolutionen
8. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens zehn
Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden
schriftlich zuzuleiten.

Der 1. Vorsitzende
Dr. Manfred Bulling

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung finden
statt:

1. Stadtführung in Kirchheim unter Teck
2. Besichtigung des neuen Autobahn-Albaufstieges
bei Aichelberg
3. Besichtigung eines Schieferbruches und des
Museums Hauff in Holzmaden.
Wir bitten um festes Schuhwerk.

Anmeldungen zu den Führungen erbitten wir unter
dem Stichwort «Mitgliederversammlung 1990» an
die Geschäftsstelle (bis 20. April 1990).

An- und Rückfahrt: Durch die Geschäftsstelle wird
eine Fahrgelegenheit mit dem Omnibus eingerich-
tet, die für die Teilnehmer an der Versammlung
kostenlos ist. Wir bitten um Ihre verbindliche An-
meldung (bis 20. April 1990) an die Geschäftsstelle.

Anfahrt von Kirchheim: Richtung Weilheim nach
Jesingen bis zur Kreuzung beim Gasthaus «Hirsch».
Dort rechts abbiegen und der Beschilderung folgen.

Die Mitgliederversammlung endet nach den Füh-
rungen gegen 18.00 Uhr.

Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes gegründet

Schon seit längerer Zeit wurde im geschäftsführenden
Vorstand des Heimatbundes die Frage der Gründung ei-
ner Ortsgruppe Stuttgart diskutiert. Warum, so hieß es,
hat der Heimatbund, der so viele Mitglieder in Stuttgart
hat, keine örtliche Gruppierung, die sich um die Probleme
vor Ort bemühen kann? Im Frühjahr 1989 wurden dann
die ersten Schritte zur Gründung einer solchen Orts-
gruppe unternommen: Mit einem zweiseitigen Fragebo-
gen wurden alle Stuttgarter Mitglieder um ihre Meinung
zur Gründung einer Ortsgruppe gebeten. Der Rücklauf
der Aktion war überraschend gut: Von rund 1500 ange-
schriebenen Mitgliedern kamen fast 500 ausgefüllte Frage-
bögen zurück. Rund 80 Mitglieder hatten sich sogar zu
einer aktiven Mitarbeit bei der Gruppe bereit gefunden.
Nur ca. 30 Mitglieder hatten gegen das Vorhaben Ein-
wände vorzubringen. Viele der Angeschriebenen hatten
zudem Vorschläge zu künftigen Themenschwerpunkten
angebracht. Nach Auswertung der Fragebögen wurden
alle Stuttgarter Mitglieder zu einer Versammlung am 28.
November 1989 in den Vortragssaal des Instituts für Aus-
landsbeziehungen eingeladen. Der Entwurf eines mögli-
chen Grundsatzprogrammes war der Einladung beige-
fügt. Drei Stuttgarter Mitglieder – Axel Armbruster, Klaus
Sackenreuther und Harald Schukraft – hatten das Diskus-
sionspapier erarbeitet.

Der 1. Vorsitzende, Dr. Manfred Bulling, konnte bei der
Versammlung rund 140 Mitglieder begrüßen. In seinen
einführenden Worten wies Dr. Bulling auf die 80jährige
Tradition des Vereins hin und bemerkte, daß das Engage-
ment für die Heimat heute notwendiger denn je sei. Die
stagnierende Mitgliederzahl des Vereins erfordere neue
Aktivitäten, so zum Beispiel die Gründung neuer und die
Aktivierung alter Ortsgruppen. Dies sei notwendig, um
nicht noch mehr Mitglieder zu verlieren. Der Schwäbische
Heimatbund wolle, so Dr. Bulling, zukünftig flächende-
kend Präsenz zeigen. Die Gründung einer Stuttgarter
Ortsgruppe sei nur der Anfang einer Reihe von Gründun-
gen von Orts- und Regionalgruppen.

Zu den Inhalten der künftigen Arbeit bemerkte Dr. Bul-
ling, daß die Ortsgruppen in ihrer Arbeit unabhängig
seien. Formen und Inhalte der Arbeit sollen nicht vom
Vorstand bestimmt werden. Der Vorstand und die Ge-
schäftsstelle werden den Gruppen jedoch organisatori-
sche und logistische Hilfe leisten. Bis zur Verabschiedung
einer genaueren Regelung soll den Ortsgruppen künftig
für jedes Mitglied im betreuten Gebiet ein Grundbetrag
von DM 2,- zur Verfügung gestellt werden. Der Stuttgar-

ter Ortsgruppe stehe somit ein Sockelbetrag von DM 3000,- zur Verfügung.

Dr. Bulling wies auch auf die Kritik an der Gründung der Stuttgarter Ortsgruppe hin. Die Befürchtung, daß die Gruppe eine Konkurrenz zu anderen Vereinen darstelle, wurde zurückgewiesen, weil es bisher keinen anderen Verein gibt, der eine solch breite Zielsetzung wie der Schwäbische Heimatbund hat. Auch die befürchtete Konzentration der Arbeit des Heimatbundes auf Stuttgart sei nicht gegeben, da sich die Ortsgruppe um spezielle Stuttgarter Probleme bemühe und Geschäftsstelle und Vorstand für den ganzen Verein zuständig seien. Abschließend wies der Vorsitzende auf die möglichen Arbeitsfelder der Ortsgruppe hin wie Natur- und Umweltschutz, Denkmalschutz sowie Stadt- und Stadtteilgeschichte.

Nach seiner Einführungsrede forderte Dr. Manfred Bulling die Anwesenden zur Diskussion über den Sinn und die Notwendigkeit einer Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes auf. In den Redebeiträgen wurde das Vorhaben einhellig unterstützt. Bei der anschließenden Abstimmung entschieden sich die Anwesenden ohne Gegenstimmen und Enthaltungen für die Gründung einer Ortsgruppe. Nach diesem eindeutigen Votum wurden der Vorsitzende und seine beiden Stellvertreter gewählt. Vorgeschlagen und einstimmig gewählt wurde Harald Schukraft als Vorsitzender. Als untereinander gleichberechtigte stellvertretende Vorsitzende wurden Klaus Sackenreuther und Axel Armbruster bestimmt.

In seinen Vorschlägen für ein Grundsatzprogramm begrüßte Harald Schukraft, daß viele Fachleute wie z. B. Architekten bereit seien, bei der Ortsgruppe mitzuarbeiten. Neue und junge Mitglieder müßten gewonnen werden. Die Arbeit der Ortsgruppe solle unter das Stichwort «Kompetenzerweiterung» gestellt werden. Einige mögliche Themenbereiche wurden angeführt: Stadtgeschichte (es gibt kein Stadtmuseum in Stuttgart), Stadtteilgeschichte (Vielfalt der Stadtteile, z. B. Zazenhausen), Stadtplanung (geplanter Abriß der Gebäude Charlottenstraße 1-5, Bebauung Akademiegarten), Denkmalpflege, Natur- und Umweltschutz (u. a. historische Umweltpolitik), grundsätzliche kommunalpolitische Probleme (auch Schreiben an Gemeinderäte), Heimat- und Brauchtumpflege (Vielfalt der Stadtgestalt deutlich machen), Kulturelles (z. B. vergessene Stuttgarter Künstler).

Klaus Sackenreuther rief nochmals zur Mitarbeit bei der Ortsgruppe auf. Bewährte Veranstaltungsformen des Heimatbundes sollen auch bei der Ortsgruppe durchgeführt werden, ergänzt durch andere Veranstaltungsformen wie etwa Vortragszyklen, Kurse oder Seminare, Ausstellungen, Wettbewerbe oder Preise, Arbeitsgruppen, Konzerte und Dichterlesungen mit besonderen Akzenten. Ein Stammtisch oder Jour fix soll eingerichtet werden. Axel Armbruster wies auf die Natur- und Umweltaspekte bei der Arbeit der Ortsgruppe hin. Auch hier stünden viele Aufgabenfelder an. Beispielhaft wurden genannt: Der geplante Ausbau der B 14, das Wohnraumproblem vor dem Hintergrund des Flächenverbrauchs, die Grünflächenplanung, der Stuttgarter Wald in seiner historischen Entwicklung und seiner Gefährdung.

Harald Schukraft stellte anschließend die Grundzüge des geplanten Jahresprogramms vor:

- Vortrag von Herrn Sackenreuther zur Stuttgarter Kirchengeschichte
- Gang um die ehemalige Stuttgarter Stadtmauer
- Hochhaus-Informationsfahrt nach Frankfurt
- Begehung von Teilstrecken des Stuttgarter Rundwanderwegs
- Historische Wanderung um Urach
- Straßenbahnmuseum Gerlingen, historische Aspekte des öffentlichen Nahverkehrs
- Umgang mit historischer Bausubstanz, Vergleich Mömpelgard - Stuttgart
- Konzert von Komponisten, die im Zusammenhang mit Stuttgart stehen.

In der nachfolgenden Diskussion wurden verschiedene Vorschläge zur künftigen Arbeit der Ortsgruppe gemacht. Sie sollen hier stichwortartig wiedergegeben werden.

Für die Veranstaltungen der Ortsgruppe soll ein möglichst neutraler Raum gewählt werden, da man sich nicht in die Abhängigkeit von Banken oder Versicherungen begeben will. Vorgeschlagen wurde ein Zusatzbeitrag zur Finanzierung der Ortsgruppe. Dr. Bulling erklärte dazu, daß keine Zwangsumlage für die Ortsgruppe erhoben werden soll. Es wurde angemerkt, daß das Programm der Ortsgruppe traditionell sei. Die Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus wurde vorgeschlagen. Ein möglichst enger Kontakt zur Presse solle gesucht werden. Herr Schukraft erklärte, daß das Programm nur vorläufig ist und diskussionsfähig sei. Es wurde weiterhin vorgeschlagen, kleine und aktive Arbeitsgruppen zu bilden. Die Ortsgruppe soll Ansprechpartner für die Bürger in den Außenbezirken bestellen. Es wurde aufgefordert, nicht vorschnell vor Plänen der Verwaltung zu resignieren. Harald Schukraft erklärte, für die Mitarbeit spiele die Staatsangehörigkeit oder ähnliches keine Rolle; ausschlaggebend sei nur das Interesse für die Stadt.

Die Notwendigkeit einer intensiven Pressearbeit wurde nochmals betont, es solle möglichst viel Präsenz gezeigt werden. Die Möglichkeit für Beilagen im Amtsblatt soll genutzt werden. Besonders solle der Kontakt zu den Schulen gesucht werden, da die Lehrer auch eine Multiplikatorfunktion hätten. Es wurde darauf hingewiesen, daß es den Lehrern oft an heimatkundlichem Unterrichtsmaterial fehle. Es wurde vorgeschlagen, den Namen Ortsgruppe in Bezirksgruppe umzubenennen. Herr Schukraft bestätigte, daß der Name Ortsgruppe wegen der nationalsozialistischen Vergangenheit problematisch sei. Dr. Bulling erklärte, daß diese Frage im Vorstand diskutiert werde. Die langfristige Verkehrsplanung der Deutschen Bundesbahn mit einer möglichen Verlegung des Hauptbahnhofs wurde als Arbeitsschwerpunkt vorgeschlagen. Bis auf weiteres wird die Geschäftsstelle als Kontaktadresse für die Stuttgarter Ortsgruppe dienen. Wer in der Fragebogenaktion zur Stuttgarter Ortsgruppe sein Interesse an einer aktiven Mitarbeit bekundet hatte, wird angeschrieben und zu einem Stammtisch eingeladen. Alle weiteren Interessenten werden dazu aufgefordert, sich auf der Geschäftsstelle zu melden.

Aufregung um Denkmalhaus

(RZ) In der kleinen Gemeinde Oberrot im Kreis Schwäbisch Hall spitzt sich eine Auseinandersetzung zu, die seit nunmehr drei Jahren für Aufregung sorgt. Das Streitobjekt: ein altes Schulhaus aus dem Jahre 1834, direkt neben der Kirche gelegen. Bis vor drei Jahren schien seine Bestimmung klar. Das leerstehende Schulgebäude, so lautete der Beschluß des Gemeinderates, sollte abgerissen werden. Die Kosten für eine Sanierung, auf 1,2 Millionen Mark geschätzt, schienen der 3000-Seelen-Gemeinde gegenüber den Abbruchkosten von 20000 Mark zu hoch.

Doch das Landesdenkmalamt in Stuttgart machte den Beschluß zunichte, indem es das Schulhaus unter Denkmalschutz stellte. Seither wird gestritten. Bürgermeister Günther Mayr: «Alle privaten Investoren sind wieder abgesprungen.» Da habe der Gemeinderat erneut beschlossen, den Abbruch zu «forcieren». Das will auch eine Bürgerinitiative, die im Juni 670 Unterschriften sammelte – für den Abbruch. Nach Wolfgang Bauer, Schriftführer der Initiative, sieht die Bürgerbewegung in dem Gebäude einen «Schandfleck ohne Denkmaleigenschaften» und in der Sanierung «eine Verschwendung von Steuergeldern».

Für ein Gemeindezentrum eigne sich das Haus ohnehin nicht, die große Schultreppe im Inneren würde nur den Bau kleiner Räume zulassen. Bauer meint daher: «Erst einmal abreißen, dann sehe man was kommt.» Diese Meinung teilt das Denkmalamt nicht. Das Gebäude sei, begründet es seine Entscheidung, die größte und bedeutendste Schule des 19. Jahrhunderts im Oberamt Gaildorf gewesen. Und in einem Zustand, der das Erhalten lohne. Das hat auch das Stuttgarter Regierungspräsidium bestätigt.

Meister Lampe stirbt noch nicht aus

(lsw) Die Feldhasen sind trotz hoher Sterblichkeit in Baden-Württemberg nicht vom Aussterben bedroht. Dieses Ergebnis einer langjährigen Untersuchung der baden-württembergischen Wildforschungsstelle wurde im November auf der Jagdbeiratssitzung des Regierungspräsidiums Stuttgart in Ebersbach bekanntgegeben. Die Sterblichkeit des Meister Mümmelmann könne nicht auf die Hasenjagd zurückgeführt werden; diese mache lediglich ungefähr acht Prozent aus. Intensive Landwirtschaft mit steigenden Feldergrößen, Einsatz von Pflanzenschutzmitteln, weniger Flächen mit Wildgrasbewuchs – das gehe dem Hasen ans Fell. Nur durch Zusammenarbeit von Jägern und Landwirten sei es möglich, neuen Lebensraum für die Hasen zu schaffen, so könnten stillgelegte Flächen genutzt werden.

Der Jagdbeirat beim Regierungspräsidium machte auf die Ausbreitung der Tollwut aufmerksam. Nach einem Rückgang der Tollwutfälle von 187 Fällen vor zwei Jahren auf 129 Fälle 1988 seien in diesem Jahr bisher 242 Fälle festgestellt worden. Die für Mensch und Tier gefährliche Krankheit breite sich weiter nach Norden im Hohenlohekreis, Landkreis Heilbronn, nach Westen im Rems-Murr-Kreis, am Albtrauf im Landkreis Esslingen und erstmals in den Landkreisen Ludwigsburg und Göppingen aus.

Gutes Samenjahr für den Wald

(lsw) Das Jahr 1989 war ein gutes Samenjahr für den Wald. Vor allem die wichtigsten Laubbaumarten Buche und Eiche haben nach Angaben der Forstdirektion Stuttgart überdurchschnittlich viele Früchte hervorge-

bracht. Im Gegensatz zu den häufiger fruktifizierenden Nadelbäumen tragen Buchen und Eichen nur etwa alle vier bis zehn Jahre eine reiche «Mast».

Der Leiter der Forstdirektion Stuttgart, Forstpräsident Konrad Bauer, verspricht sich von diesem Jahr einen wichtigen Impuls für die natürliche Verjüngung dieser ökologisch und waldbaulich wertvollen Baumarten. Die Begründung neuer Waldbestände auf dem Wege der Naturverjüngung ist ein wesentliches Ziel einer naturnah ausgerichteten Waldwirtschaft. Dieses Verjüngungsverfahren hat den großen Vorteil, daß die genetische Vielfalt standörtlich bewährter Waldbäume erhalten bleibt und außerdem fast keine Pflanzkosten entstehen. Der Anteil der Naturverjüngung beträgt im Bereich der Forstdirektion Stuttgart derzeit etwa 30 Prozent und soll auf 50 Prozent angehoben werden.

Land bietet Zuschuß für Jagsttalbahn-Erhaltung

(lsw) Mit rund zehn Millionen Mark will sich das Land an einem Erhaltungskonzept für die Jagsttalbahn zwischen Möckmühl (Kreis Heilbronn) und Dörzbach (Hohenlohekreis) beteiligen. Diesen Beschluß des Ministerrates gab Regierungssprecher Manfred Zach im November in Stuttgart bekannt.

Die Jagsttalbahn ist mit 40 Kilometern die längste noch erhaltene Schmalspurbahn der Bundesrepublik und steht unter Denkmalschutz. Die Gesamtkosten der Sanierung schätzt die Regierung nach Angaben des Sprechers auf 15 Millionen Mark, wobei die übrigen fünf Millionen Mark von den Kommunen übernommen werden sollten. Außerdem, so Zach, sollten sich die Kommunen verpflichten, auf ihre Kosten 15 Jahre lang einen touristischen Sonderzug auf der Strecke verkehren zu lassen.

Der Autoverkehr frißt immer mehr Freiland

(STZ) Der moderne Verkehr, vor allem der Bau von Straßen, fordert Jahr für Jahr seine Landschaftsopfer – in der Bundesrepublik zum Beispiel rund 40000 Bäume. Stuttgart macht da keine Ausnahme. Sind vor 40 Jahren etwa zehn Prozent der landeshauptstädtischen Markung für Verkehrsflächen reserviert gewesen, so ist dieser Anteil inzwischen auf immerhin mehr als 14 Prozent geklettert – auf zirka 2900 Hektar. Und zwischen 1900 und 1985 hat die Stadt ihre Siedlungsfläche von einstens sechs Prozent auf 45 Prozent ihrer Markung ausgedehnt, Ende offen.

Andererseits sind noch immer etwa 23 Prozent des Stuttgarter Grund und Bodens mit Wald bestanden, der freilich durch Luftschadstoffe und sauren Regen erheblich bedroht ist. Nur noch 39 Prozent der Stuttgarter Wälder gelten heute noch als gesund. Diese Angaben finden sich in dem von der Stadtverwaltung vorgelegten Bericht über Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart. Oberbürgermeister Manfred Rommel hat das Werk vor der Presse als «das klarste und umfassendste, das ich bisher auf diesem Gebiet gelesen habe», bezeichnet.

Die unter Federführung des Amts für Umweltschutz entstandene Arbeit ist Teil der Umwelt-Bestandsaufnahme in der Stadt. Laut Oberbürgermeister soll der Bericht unter anderem auch über die ökologischen Zusammenhänge informieren «und über die Folgen unseres Handelns für die Umwelt und uns selbst aufklären». Ein Katalog von 83 Maßnahmen gilt dabei als Richtschnur.

Nach Angaben Rommels wendet die Stadt jährlich über drei Millionen Mark für den Naturschutz auf – zum Beispiel für die Um- und Neugestaltung von Bachläufen, für das Pflanzen neuer Straßenbäume, für die Neuanlage von Biotopen oder die Sanierung kranker Bäume (jedes Jahr etwa 2000). Positiv habe sich ferner die Baumschutzverordnung ausgewirkt, die für die City und Teile Bad Cannstatts gilt, und ebenso positiv sei die Begrünung von Dächern zu

bewerten. Zugunsten des Artenschutzes habe die Stadt wiederholt wichtige Flächen erworben und pflege sie jetzt nach ökologischen Gesichtspunkten. In dem Bericht wird übrigens von einem «dramatischen Artenrückgang» gesprochen.

Unter anderem will die Stadt, wenn sie an den Natur- und Landschaftsschutz denkt, die Bewirtschaftung alter, mit Trockenmauern terrasierter Weinberge fördern, die Renaturierung von Bächen fortsetzen und weitere Biotope anlegen. Rommel: «Naturschutz ist aber nicht nur eine öffentliche Aufgabe, es ist auch möglichst viel private Initiative gefragt.» Um derartiges Engagement zu fördern, habe die Stadt einen Naturschutzfonds eingerichtet, in den Bürger spenden könnten.

«Trinkwasser-Grenzwerte nur schwer einzuhalten»

(lsw) Im Landkreis Göppingen erreichten 21 oder rund ein Viertel aller Wasserversorgungsunternehmen nicht die seit dem 1. Oktober gültigen Grenzwerte für Rückstände von Pflanzen- und Schädlingsbekämpfungsmitteln in Trinkwasser. Sie mußten deshalb beim Staatlichen Gesundheitsamt eine Ausnahmegegenehmigung beantragen. Das Amt wies darauf hin, daß diese Genehmigung auf längstens ein Jahr befristet sei. Sie sei auch mit der Auflage verbunden, ein Sanierungskonzept vorzulegen.

«Haus der Geschichte» nimmt Gestalt an

(lsw) Das «Haus der Geschichte» Baden-Württembergs nimmt allmählich Konturen an: Im Februar dieses Jahres soll über den Standort entschieden werden und 1992 soll als erste Präsentation eine Pilotausstellung über das Werden des Landes in den Jahren 1945 bis 1952 gezeigt werden. Die Staatssekretärin im Kultusministerium, Marianne Schultz-Hector,

kündigte vor Journalisten an, daß das «Haus der Geschichte» voraussichtlich 1994 seine Tore öffnen wird.

Die Konzeption zielt darauf ab, einen «Ort der Diskussion» zu schaffen, nicht aber ein Museum. Insbesondere die rund 50000 Schüler, die pro Jahr den Landtag in der Landeshauptstadt besuchen, sollen für das «Haus der Geschichte» interessiert werden. Die Kosten des Neubaus sind mit 27,5 Millionen Mark veranschlagt, die laufenden Betriebskosten stehen noch nicht fest. Geplant ist eine Dauerausstellung mit neun Schwerpunkten und Wechsellausstellungen.

Symbolträchtige Gegenstände, Wiedergaben von Zeitzeugen und Fotografien sollen Plakatwände und langatmige Texte ersetzen und dazu beitragen, das Geschichtsbewußtsein zu fördern und die besondere Struktur des deutschen Südwestens vor Augen zu führen. Die Projektplaner sind derzeit nach Angaben des kommissarischen Leiters des Hauses, Thomas Schnabel, intensiv dabei, Objekte zusammenzutragen, Zeitzeugen zu befragen und Wochenschauen zu sichten. Dies erfordere Geduld und umsichtiges Vorgehen, betonte auch der wissenschaftliche Berater des Projekts, Prof. Otto Borst.

Frau Schultz-Hector betonte, daß die Standortsuche in enger Absprache mit der Stadt Stuttgart geschehen soll. Die Landesregierung bevorzuge den Akademiegarten in der Nähe des Landtags. Im Frühjahr werden die Ergebnisse des eingeschränkten Wettbewerbs, an dem sich zehn Architekten beteiligen, vorliegen. Vorgegeben ist eine Ausstellungsfläche von rund 2000 Quadratmeter.

Begrenzt sei auch das zeitliche Konzept der künftigen Ausstellungen, die sich über die vergangenen 200 Jahre der südwestdeutschen Geschichte erstrecken sollen. Als künftige Schwerpunktthemen der Dauerausstellung nannte Frau Schultz-Hector unter anderem «Diktatur im Nationalsozialismus», die «Stunde Null und der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg» sowie die «Entwicklung Baden-Württembergs zum hochindustrialisierten Bundesland».

Böblingen begrünt kahle Betonlichtmasten

(lsw) Nach Dächern und Fassaden werden in Böblingen nun auch Betonlichtmasten an Straßen begrünt. Wie die Stadt Böblingen bekanntgab, wurde zunächst an zwölf großen Lichtmasten an Ausfallstraßen die Kletterpflanze Knöterich gepflanzt. Nach den Plänen der Stadtverwaltung sollen sie Insekten, Vögeln, Käfern und anderen Kleinlebewesen Nahrung und Nistmöglichkeiten bieten. Der Eigentümer der Straßenlampen, die Neckarwerke Esslingen, hatte zunächst Bedenken gegen diese Pflanzaktion erhoben. Stadt und Eigentümer einigten sich darauf, daß Wartung und Betrieb der Beleuchtungskörper weiterhin gesichert sein müsse.

Firstsäulenhaus wurde glücklich transloziert

(lsw) Sindelfingen hat das Firstsäulenhaus wieder aufgebaut. Das ursprünglich in den landwirtschaftlichen Gehöften am ehemaligen Augustiner-Chorherrenstift stehende Fachwerkhäuschen aus dem Jahr 1447 mußte einem Neubau weichen. Es wurde in die Altstadt versetzt. Die ungewöhnliche Aktion, Translozierung genannt, kostete knapp 600 000 Mark.

Jahrelang hatten sich die Behörden, Stadtverwaltung und Bürger um die Zukunft des Firstsäulenhauses gestritten. Mit der Translozierung konnte sich das Landesdenkmalamt in Stuttgart nicht recht anfreunden. Nach Ansicht der obersten Denkmalbehörde im Land zerstört dieses Verfahren zuviel Originalsubstanz. «Das Landesdenkmalamt hat seit einem Jahr den Standpunkt, kein Haus mehr zu verpflanzen», erzählt Eberhard Scheel, Leiter der Sindelfinger Sanierungsberatungsstelle. Ausnahmen gebe es nur bei drohendem Abbruch. Dann werde zugelassen, «Häuser in Freilichtmuseen wieder zusammenzubauen».

Am alten Standort war das Haus bereits am Verfall. Als es wegen der

Auseinandersetzungen um den neuen Standort «zwischenengelagert» werden mußte, verschlechterte sich die Bausubstanz weiter. «Es blieben nur 40 originale Hölzer», berichtet Scheel. Beim Wiederaufbau sei der Kostenrahmen aber durch «eiserne Einsparungen» gehalten worden. In diesem Fall passe jedoch der spartanische Stil, entschuldigt der Fachmann: «Da wäre es falsch, tolle Fenster und Fußböden reinzumachen.» Normalerweise wurde dieser Haustyp, der sich in der Baukonstruktion bis zu jungsteinzeitlichen Pfostenhäusern zurückverfolgen läßt, als Scheune oder Stall genutzt. Typisch für das Haus sind die vom Boden bis zum First reichende Tragkonstruktion, Firstsäule genannt, und das Rofendach, ein Vorläufer des Sparrendaches. Die altertümlichen Rofen sind nur in der auf den drei zwölf Meter hohen Firstsäulen ruhenden Pfette eingehängt. Darauf liegen Biberschwanzziegel.

Nur einige 100 Meter vom Landesgartenschauengelände 1990 liegt der neue Standort des Firstsäulenhauses. Inzwischen ist ein Goldschmied mit seiner Werkstatt in das Haus eingezogen. Über der Werkstatt im ersten Obergeschoß soll jetzt noch ein kleines Museum über die Webergeschichte eingerichtet werden, war doch Sindelfingen einst, bevor sich Daimler-Benz und IBM ansiedelten, ein einfaches Bauern- und Leinewerbestädtchen.

EVS: Wasserkraftwerke haben Akzeptanz-Probleme

(lsw/vwd) Auch kleine und mittlere Wasserkraftwerke haben Akzeptanz- und Wirtschaftlichkeits-Probleme. Die Energie-Versorgung Schwaben AG (EVS), Stuttgart, hat eine Reihe von noch nicht genutzten Flußabschnitten in ihrem Versorgungsgebiet untersucht und dabei festgestellt, daß von 30 Wasserkraftwerken von zusammen 80 Millionen kWh unter den Aspekten von Wirtschaftlichkeit und Ökologie bei weitem nicht alles machbar sein wird. Wie EVS-Vorstandsmitglied Peter Schnell bei

der Inbetriebnahme eines modernisierten Wasserkraftwerks Enzberg II erklärte, muß z. B. an drei Standorten an Enz und Nagold mit Stromerzeugungskosten von 60 Pf je kWh und mehr gerechnet werden.

Diese Standorte entfielen somit aus Rentabilitätsgründen. Der Ausbau der Unteren Argen werde aller Wahrscheinlichkeit nach an ökologischen Einwänden scheitern. Bei anderen Projekten, beispielsweise einem Kraftwerk am Unterlauf der Jagst, sechs bis acht Kraftwerken an der Donau zwischen Ulm und Sigmaringen und beim Ausbau der Iller lägen die Kosten zwar knapp im Bereich des wirtschaftlich Vertretbaren, doch habe die EVS auch hier mit Akzeptanzproblemen bei der Bevölkerung zu kämpfen. Am einfachsten erscheine unter dem Aspekt von Wirtschaftlichkeit und Akzeptanz die Modernisierung bestehender Wasserkraftanlagen.

Durch die Modernisierung des EVS-Wasserkraftwerks Enzberg II, bei der mit über 2,5 Millionen DM Aufwand zwei uralte Francis-Turbinen von je 150 kW aus dem Jahr 1910 gegen zwei hochmoderne Kaplan-Turbinen zu je 200 kW ausgetauscht worden seien, habe sich die Stromproduktion um 50 Prozent auf drei Millionen kWh pro Jahr erhöht. Insgesamt könne die Wasserkraft jedoch nur einen bescheidenen Beitrag zur EVS-Stromerzeugung von rund 17 Milliarden kWh leisten. Derzeit beziehe die EVS rund 14 Prozent aus eigenen und fremden Wasserkraftwerken, wobei aber der größte Teil aus alpinen Anlagen in Österreich komme.

In Baden-Württemberg erzeugten EVS, die Badenwerk AG, Karlsruhe, und andere Energieversorger in zwölf großen, rund 150 mittleren und über 700 Klein-Wasserkraftanlagen jährlich rund 3,9 Milliarden kWh Strom. Dies entspreche knapp acht Prozent des Stromverbrauchs in Baden-Württemberg. Ein zusätzliches technisches Potential werde von einem Energiegutachten der Landesregierung auf rund 2,4 Milliarden kWh geschätzt. Von den auf den Landesteil Württemberg entfallenden rund 800 Millionen kWh sei aber bei weitem nicht alles machbar.

Deutsche Siedlernamen in Neubraunschweig, Kanada

(PM) Ein Ergebnis der Feindseligkeiten zwischen Großbritannien und Frankreich während des Siebenjährigen Krieges war die Vertreibung der französisch-sprechenden, katholischen Akadier aus dem jetzigen Neuschottland und Neubraunschweig an der Ostküste Kanadas. Um dieses entvölkerte Land, vor allem die fruchtbaren Salzmarschen wieder zu besiedeln, vergab der englische König «grants» oder Landverleihungen an Geschäftsleute vor allem aus Philadelphia. Um das Land vollends in Besitz nehmen zu können, mußten sie eine bestimmte Anzahl der Krone gefälliger, meist protestantischer Siedler seßhaft machen. Da sich Deutsche bei der Besiedlung Pennsylvaniens einen guten Ruf erworben hatten, griff die englische Krone später gern auf diese arbeitsamen, praktischen und motivierten Einwanderer zurück. Wohingegen man zwanzig Jahre vorher bei der Gründung Lunenburgs in Neuschottland noch Bauern und Handwerker aus Südwestdeutschland zur Auswanderung bewegte, überzeugte man bei der Wiederbesiedlung Neubraunschweigs nach dem Siebenjährigen Krieg deutschsprachige Siedler aus Pennsylvanien, weiter nördlich ihr Glück zu versuchen. In mehreren Schüben, von denen nur die ersten beiden erwähnt werden, gelangten diese nach Neubraunschweig: 1765 für die Gründung von German-town, Albert County, und 1766 für die Gründung von Moncton und Hillsborough. Der Gouverneur von Neuschottland berichtete 1765, daß 20 deutsche Familien von Philadelphia angekommen seien, aber nur die Namen Frederick Burksdorf, John Frederik Burksdorf, Matthias Gerhart, Peter Mathias, Felix Quin und Charles und John Wolf sind aus den Archiven bekannt geworden. Angesichts der großen Schwierigkeiten gab diese Gruppe nach einigen Jahren ihre Siedlungsanstrengungen auf, baute Boote aus den Brettern alter akadischer Scheunen und kehrte zurück nach Philadelphia. Die Siedler, die

Moncton und Hillsborough am Petibodioc-Fluß gründeten, harrten trotz der Vernachlässigung der Landbesitzer aus. Es ist eine Saga des Triumphs in der Wildnis gegen Hunger und Kälte durch Fleiß, Improvisationstalent und den Willen zum Leben. Die Suche nach der Herkunft von Heinrich Stief (Henry Steeves), Jacob Tritz, Treitz, Trietz, Treutz (Jacob Trittes), George Wortman(n), Matthias Sommer und Jacob Ricker, die zu diesen Siedlern gehören, war bisher vergeblich. Es ist wichtig zu wissen, wo diese Siedler herkamen, was ihre Lebenssituation war, welche Berufe sie hatten und warum sie auswanderten, denn nur so wird ihr großer Einfluß auf die Entwicklung Neubraunschweigs und ganz Kanadas verständlich. Von seiten der Herkunft kann sicherlich auch erklärt werden, warum die Gründer von German-town aufgaben, während Heinrich Stief und die anderen erfolgreich waren.

Wer einen der obigen Familiennamen trägt und in einer Gegend wohnt, wo der Name häufiger vorkommt und/oder vielleicht darüber hinaus aus der Familientradition oder -geschichte weiß, daß ein Verwandter im 18. Jahrhundert nach Amerika ausgewandert ist, kann dieses Projekt sehr unterstützen. Gebraucht wird ein Anhaltspunkt, wo die Forschung nach der Herkunft dieser Siedler ansetzen kann. Jeder Hinweis wird dankend entgegengenommen.

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Geschichtswissenschaft
Arbeitsgruppe
Geschichte Nordamerikas
Prof. Dr. Rainer L. Hempel
Postfach 102148
D-4630 Bochum 1

In Obermarchtal hat die Glockengilde ausgedient

(swp) Entzückt horcht Kuno Schell dem Geläut der Glocken von den beiden Türmen von Obermarchtal (Alb-Donau-Kreis). «Das ist eine Geschlossenheit und ein Klangcharakter, wie er bei mittelalterlichen Glocken ein-

malig ist», lobt der Fachmann. Schell ist Geschäftsführer der altherwürdigen Glockengießerei A. Bachert in Heilbronn und hat eben die Sanierung des Obermarchtaler Geläutes zu Ende gebracht. Mit seinen zwölf Glocken ist es das größte Geläut in Württemberg. Selbst das weltgrößte Geläut im Kölner Dom bringt es nicht auf mehr Glocken – allerdings auf mehr Volumen.

An den Glocken selbst mußten die Handwerker wenig reparieren. Sie haben die Jahrhunderte nahezu unbeschädigt überstanden. Die älteste, das sogenannte Evangelistenglöcklein, wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gegossen, zwei im Jahre 1663, sieben 1988. Alle Barockglocken stammen von der berühmten, aus Lothringen stammenden Glockengießer-Familie Rosier, die lange Zeit in Rottenburg am Neckar ihre Werkstatt unterhielt. Verschlissen waren allein die Klöppel. Sie wurden erneuert, ebenso die Glockenstühle und die Jalousien. Außerdem baute die Firma Bachert eine elektrische Läutanlage ein. Bisher nämlich mußten die zwölf Glocken noch, sollten sie alle zugleich klingen, von einem ganzen Team, der Glockengilde, mühsam per Hand bedient werden. Damit besitzt Obermarchtal eine Besonderheit weniger: Das Klosterkirchengeläut war bis 1988 noch das einzige bedeutende in Baden-Württemberg, dessen Glocken noch mit Muskelkraft zum Schwingen und Klingen gebracht wurden. Die Umstellung auf die elektrische Bedienung hat der Qualität des Obermarchtaler Glockenklangs keinen Abbruch getan. Meint wenigstens Kuno Schell. «Es klingt so, wie wenn es von den besten Handläutern geläutet würde.»

Die Modernisierung der beiden Glockentürme ist Teil der umfassenden Sanierung des ehemaligen Prämonstratenserklosters Obermarchtal. In diesem Jahr beginnt die Renovierung des Innenraums der frühbarocken Klosterkirche. Weil sie als Denkmal von nationaler Bedeutung eingestuft ist, erwartet das Land eine Beteiligung des Bundes an den auf 4,5 Millionen Mark veranschlagten Kosten.

Hoppenlaufriedhof wird teurer

(STZ) Stuttgarts ältester Friedhof, der im Pestjahr 1526 angelegte Hoppenlaufriedhof, ist bereits zu achtzig Prozent restauriert. Dies geht aus einem Zwischenbericht über die Erhaltung und Verbesserung der Grabmale hervor, den der Verwaltungs- und der Technische Ausschuß gebilligt haben. Laut Bericht wird das im Dezember 1981 eingeleitete Restaurieren der insgesamt 1632 Grabmale am Ende mehr als 1,6 Millionen Mark kosten. Der augenblickliche Stand der Arbeiten: Von den insgesamt 1632 stehenden und liegenden Grabmalen sind 1592 behandelt worden, also gereinigt, verfestigt und nach einer neuartigen Methode versiegelt. Die stehenden Grabmale wurden durch Bleifolien gegen die aufsteigende Feuchtigkeit geschützt. 224 gußeiserne Kreuze und 70 gußeiserne Schriftplatten hat man abgestrahlt, verzinkt und wetterfest gestrichen. Außerdem mußten 380 Grabmale teilweise restauriert werden. Alle Arbeiten wurden sorgfältig dokumentiert, dazu mehr als 2200 Fotos angefertigt. Bis heute hat die Stadt für die Restaurierung mehr als 1,3 Millionen Mark ausgegeben, darunter Zuschüsse des Landesdenkmalamtes und des Regierungspräsidiums, aber auch Spenden von privater Seite in Höhe von rund 150 000 Mark. Noch steht die Restaurierung von 250 Grabmalen aus, was weitere 275 000 Mark in Anspruch nehmen wird. 1990/91 sollen die Arbeiten abgeschlossen sein.

Schotter- statt Teerwege in den Göppinger Wäldern

(lsw) Die Große Kreisstadt Göppingen will in ihren Naherholungswäldern von geteerten Wald- und Spazierwegen abkommen. Ein entsprechendes Konzept wurde im November 1989 vom Gemeinderatsausschuß für Umwelt und Technik gebilligt. Danach soll an die Stelle der geteerten Wege, sobald Reparaturen nötig werden, wieder naturfreundlicher Schotter oder Splitt treten.

Seen-Sanierung in Oberschwaben

(lsw) In Oberschwaben sollen 32 belastete Seen und Weiher in den nächsten Jahren saniert werden. Der Tübinger Regierungspräsident Max Gögler stellte in Ravensburg zahlreichen Gemeindevertretern, Eigentümern von Gewässern und Behördenvertretern ein entsprechendes Programm vor, für das zunächst bis 1993 rund 1,5 Millionen Mark zur Verfügung stehen.

Die 32 Weiher und Seen wurden aus 52 Gewässern ausgewählt, die seit Jahren zunehmenden Belastungen aus Besiedlung, landwirtschaftlicher Nutzung und Freizeitbetrieb ausgesetzt sind. Das Tübinger Sanierungsprogramm soll die damit verbundene Eutrophierung (Zunahme an Nährstoffen) und beschleunigte Verlandung der Stillgewässer zumindest teilweise unterbinden und auf das natürliche Maß zurückführen. Wie Gögler sagte, will das Regierungspräsidium das Programm im engen Einvernehmen mit den Eigentümern, den Gemeinden und betroffenen Behörden umsetzen.

Das Sanierungsprogramm wird insgesamt rund elf Jahre dauern. Dazu gehört die Zustandserfassung, die Entwicklung eines Sanierungskonzepts, die eigentlichen Sanierungsmaßnahmen sowie eine Erfolgskontrolle. Schwerpunkte der Sanierung dürften eine Verbesserung der Abwassersituation und die Reduzierung des Nährstoffeintrages aus der Landwirtschaft durch Extensivierung sein. Für das Programm wurde beim Wasserwirtschaftsamt Ravensburg eine dreiköpfige Projektgruppe eingerichtet.

Restauriertes Grab von zwei Dichter-Müttern

(SchP) Ein Doppelgrab von außergewöhnlicher Bedeutung macht den Friedhof von Cleversulzbach bei Heilbronn zu einer Attraktion literaturliebender Reisender. Hier sind nebeneinander die Mütter von Friedrich Schiller und Eduard Mörike bestattet. «So etwas ist absolut einmalig», be-

tonte Friedrich Pfäfflin von der Deutschen Schillergesellschaft in Marbach. Der Schiller-Verein ließ für fast 15 000 Mark diese Grabanlage restaurieren.

Der sprichwörtliche Zahn der Zeit hatte Grabsteinen und Einfassung ziemlich zugesetzt. Salpeter hatte die beiden Kreuze stark angegriffen, das Wurzelwerk einer auf der Anlage stehenden Linde brachte den Gedenkstein aus dem Lot. Die Grabpflege obliegt dem Marbacher Schiller-Verein, seit die Gemeinde bereits im Jahr 1859 dem damaligen Stuttgarter Schiller-Komitee das Doppelgrab übereignet hatte.

Diese letzte Ruhestätte der beiden Dichter-Mütter ist ein Unikum. «Uns ist kein vergleichbarer Fall bekannt», sagte Pfäfflin. Elisabetha Dorothee Schiller war als krebskranke Frau im Februar 1802 nach Cleversulzbach gekommen. Dort hatte ihr Schwiegersohn Frankh im Dezember 1799 eine Pfarrstelle angetreten. Er hatte Schillers Schwester Luise als Vikar in Gerlingen kennengelernt und geheiratet. Im Alter von 70 Jahren ist die Mutter von Friedrich Schiller im April 1802 in Cleversulzbach gestorben.

Auf dem Grabhügel wies damals noch kein Kreuz auf die prominente Tote hin. Eduard Mörike, der 1834 im Cleversulzbacher Pfarrhaus einzog, hatte erst von Dorfbewohnern erfahren, wer dort begraben war. Mörike besorgte sich ein Steinkreuz, in das er eigenhändig den Schriftzug «Schillers Mutter» meißelte. Über dieses Grab hatte er auch ein Gedicht verfaßt – «Auf das Grab von Schillers Mutter».

Als 1841 Mörikes Mutter Charlotte Dorothea im Alter von nicht ganz 70 starb, ließ sie ihr Sohn «an der Seite des uns so teuren Grabes» beisetzen. Bei der Aufschrift auf dem Grabstein allerdings wahrte Mörike die Distanz zum Genie des von ihm geschätzten «Kollegen» Schiller. Er verzichtete bewußt auf den Hinweis «Mörikes Mutter», sondern wählte den Namenszug «Charlotte Mörike».

Die Deutsche Schillergesellschaft arbeitet an einer ausführlichen Darstellung der Geschichte dieses Doppelgrabs der Dichtermütter in der Reihe «Spuren», verfaßt von Else Schäfer.



LBS Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

KLEINE GEHALTSERHÖHUNG GEFÄLLIG?

Das mit dem Geld ist doch ganz einfach:

LBS-Bausparen mit vermögenswirksamen Leistungen.

Und schon sparen Staat und meistens auch der Arbeitgeber kräftig mit.

Kommen Sie zur LBS oder Sparkasse. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.



«European Museum Award» für Heidenheim-Museum

Der «European Museum Award» 1989, dessen Vergabe alljährlich unter der Schirmherrschaft des Europarates an wenige herausragend eingereichte und konzeptionierte europäische Museen erfolgt, ist am 7. Oktober 1989 in Basel verliehen worden. Den Hauptpreis hat das schwedische Sundsvall Museum erhalten; einen Spezialpreis erhielt das in Heidenheim Ende 1987 fertiggestellte «Museum für Kutschen, Chaisen, Karren», ein kulturgeschichtliches Museum zum Reise- und Güterverkehr in Südwestdeutschland. Dieses ist Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums und wird von der Stadt Heidenheim betrieben.

Damit ging zum drittenmal in der mittlerweile 12jährigen Geschichte dieses Preises eine Auszeichnung nach Baden-Württemberg.

Kenneth Hudson, Direktor des «European Museum Award», Großbritannien, begründete die Vergabe des Preises nach Heidenheim u. a. damit, daß dieses Museum nach Kenntnis der Europäischen Juroren das erste ist, das die Geschichte des Verkehrs in ihren sozialen Zusammenhang stellt. Es setze «neue Normen musealer Präsentation» zur Verkehrs-Geschichte, indem Veränderungen «in ihrer Bedeutung für die Gewohnheiten und das Denken aller Bevölkerungsschichten» kenntlich gemacht werden und so der «reale Sinn der Geschichte» aufscheine.

Die Auszeichnung wurde nicht zuletzt verliehen wegen der präsentierten Themenvielfalt und dem Engagement der Darstellung, die inszenatorisch-theatralische Elemente gemalter Bildhintergründe verbindet mit Graphiken und knappen Texten, die auf ein breites Interessenspektrum des Publikums zielen.

Das im über 200 Jahre alten «Fruchtkasten» auf Schloß Hellenstein untergebrachte Museum für Kutschen, Chaisen und Karren gibt den Besuchern Einblicke in die Kulturgeschichte des Reise- und Güterverkehrs in Südwestdeutschland. Rund 80 Fahrzeuge der verschiedensten Art aus dem 18. bis ins 20. Jahrhun-

dert – vom Handkarren bis zum Barockschlitten – sind ausgestellt. «Dieses Museum setzt neue Normen», hieß es bei der Verleihung des Preises. Die restlichen europäischen Verkehrs- und Transportmuseen müßten daneben «direkt als überholt bezeichnet werden».

Das «Kutschenmuseum» wurde vor zwei Jahren nach gründlicher Sanierung des «Fruchtkastens» geöffnet. 1988 wurden rund 28000 Besucher gezählt. Ende November wurde das Museum zum Schutz der Exponate, die in beheizten Räumen Schaden nehmen könnten, den Winter über geschlossen. Neu erschienen ist ein 88 Seiten umfassender Katalog mit teils farbigen Abbildungen für 13 Mark.

Naturschützer bedauern Bullings Rücktritt

(lsw) Der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg (LNV) hat den Rücktritt des Stuttgarter Regierungspräsidenten Manfred Bulling bedauert. «Ihr Rücktritt vom Amt des Regierungspräsidenten bedeutet für den Natur- und Umweltschutz nicht nur im Regierungsbezirk Stuttgart, sondern auch weit darüber hinaus landesweit und bundesweit einen herben Verlust», heißt es in einem veröffentlichten Schreiben an den ehemaligen Spitzenbeamten. Der LNV würdigt Bulling als «einen Gesprächspartner, zu dem wir trotz mancher sachlicher Meinungsverschiedenheiten stets einen guten Kontakt hatten und der es verstanden hat, der Öffentlichkeit die Notwendigkeit und Bedeutung des Natur- und Umweltschutzes bewußt zu machen».

Mit deutlicher Kritik an Innenminister Dietmar Schlee (CDU) verbindet der LNV die Feststellung: «Unter einem Minister Walter Krause oder Roman Herzog wäre ähnliches sicher nicht geschehen.»

Der Vorsitzende der FDP-Landtagsfraktion, Walter Döring, bekundete inzwischen seinen «Respekt» vor der

Rücktrittsentscheidung. Dieser Schritt sei als «richtige Konsequenz» zu bewerten, die «hierzulande leider keineswegs selbstverständlich» sei. Bulling habe insofern «guten politischen Stil» bewiesen.

Die an der Amtsführung des Stuttgarter Regierungspräsidenten geübte Kritik durch Schlee sei allerdings im Fall des Nudelherstellers Birkel «nicht ganz unbegründet» gewesen. Abschließend äußert Döring die Hoffnung, «daß Bullings Nachfolger die Belange des Umweltschutzes genauso energisch vertritt, wie es der zurückgetretene Regierungspräsident getan hat».

Stuttgarter Marmorsaal hat Chancen

(STN) Mit dem Marmorsaal dürfte es aller Voraussicht nach keine Probleme mehr geben. Der Gemeinderat hat eine Vorlage auf dem Tisch, in der ein vernünftiger Weg für den Erhalt dieses Baudenkmals im Park der Villa Weißenburg (oberhalb der Bopserkurve) aufgezeigt wird: Die Stadt gibt dem Verein Alt-Stuttgart einen Zuschuß bis zu 1,8 Millionen Mark. Der Verein übernimmt dann die Sanierung, wobei aus Denkmalmitteln des Landes 1,5 Millionen Mark und vom Verein 250000 Mark (Spendenmittel) zu erwarten sind.

Der Verein, ebenfalls Pächter des Teehauses oberhalb des Marmorsaaus, sucht wieder einen Unterpächter, der sich um Veranstaltungen kümmert. Man denkt an Konzerte, Dichterlesungen, Theaterstücke, Konzerte oder Ballett, an Modenschauen, Empfänge, auch an private Feste wie Geburtstage und Hochzeiten. Klappt dieses Konzept nicht, fällt der dann restaurierte Marmorsaal ohne Entschädigung wieder an die Stadt als Eigentümerin zurück. Die Stadt geht davon aus, keine Mark mehr als diese 1,8 Millionen Mark investieren zu müssen. Vereinsvorsitzender Peter Wetter hat dies OB Rommel auch schriftlich zugesichert.

Denkmalpfleger beklagen Verlust alter Orgeln

(lsw) Eine große Zahl schützenswerter alter Orgeln geht noch immer verloren. Auf einer Pressefahrt des Regierungspräsidiums Tübingen im Zollernalbkreis forderten Denkmalamtsvertreter in einem eindringlichen Appell ein Umdenken aller Beteiligten, der Fachleute, Kirchenmusiker und Kirchengemeinden. «Die Grundsätze der allgemeinen Denkmalpflege müßten auch bei Orgeln durchgesetzt werden», meinte Tübingens Denkmalamtsleiter Hubert Krins. Der Orgelreferent für Baden-Württemberg beim Landesdenkmalamt Stuttgart, Klaus Könnner, verlangte eine lückenlose Dokumentation der Orgelbestände im Land. Da jegliche Orgelinventare fehlten, bestehe die akute Gefahr, daß die Instrumente bei Restaurierungen unwiederbringlich verschwinden.

Der Schutz von Orgeln stelle die Denkmalpfleger vor schwierige Probleme, unterstrichen die Experten. Darüber müßten Spezialisten unter instrumentalen, musik- und kunstgeschichtlichen Aspekten entscheiden. Das Wertbewußtsein für Orgeln, die oft verändert worden seien, sei völlig unterentwickelt. Mischorgeln würden nicht als Denkmale akzeptiert und vernichtet. Hinzu komme «ein hoher Perfektionszwang der kirchenmusikalischen Praxis»: Jeder Organist möchte die ganze Literatur spielen können mit der Folge zerstörerischer Eingriffe in die Instrumente.

Krins und Könnner kritisierten aber auch, daß Kollegen immer noch die Geschichte der einzelnen Orgeln «herausnehmen» und die Instrumente auf einen Urzustand zurückzuführen versuchten: «Das Restaurierungsunwesen muß endgültig abgelegt werden.» Den größten Wandel im Orgelbau brachte um 1850 die klangliche «romantische Umformung» mit dem Einbringen von Streicherstimmen und der Erweiterung des Tonumfangs.

Das neueste Beispiel für gravierende Verluste war erst 1989: Die romantisch erweiterte Barockorgel in Tübingen-Weilheim konnte gegen die evangelische Gemeinde nicht gehal-

ten werden, wurde von Rottenburg für die Sülchenkapelle übernommen, dort aber «grausam zur Unkenntlichkeit ruiniert». Dagegen ist die Orgel in der Palmbühl-Kapelle bei Schömberg «einer der seltenen Glücksfälle der Orgeldenkmalpflege». Sie war nicht mehr spielbar, erwies sich aber als äußerst wertvolles und seltenes, zudem noch fast komplett erhaltenes Instrument der Zeit zwischen Spätbarock und Romantik (1832). Die klanglich unnötige Erweiterung konnte verhindert, die Rückführung auf den Originalzustand durchgesetzt werden.

An der Orgel der Stadtpfarrkirche in Sigmaringen werden alle noch vorhandenen Einzelteile dieses einzigartigen Instruments im süddeutschen Barockorgelbau, einer zweigeteilten Chororgel von 1773, wiederhergestellt und die verlorenen oder zerstörten Teile rekonstruiert. Die von dem berühmten Hieronymus Spiegel 1756 erbaute und um 1850 erweiterte Orgel in Sankt Anna in Haigerloch soll mit ihren Veränderungen restauriert werden.

Akademie Schloß Solitude jetzt mit Kuratorium

(lsw) Das Kuratorium der Akademie Schloß Solitude hat sich konstituiert. Nach einer Mitteilung der Akademie wurde der Vorstandsvorsitzende der Landesgirokasse Stuttgart, Walter Zügel, zum Kuratoriumsvorsitzenden gewählt. Sein Stellvertreter ist der Feuilletonchef der Süddeutschen Zeitung und Professor für Theaterwissenschaft, Joachim Kaiser. Zum Vorsitzenden der Jury wurde der frühere Direktor des Städtischen Museums Mönchengladbach, Johannes Cladders, ernannt.

Mitglieder des Kuratoriums sind unter anderem die Star-Geigerin Anne-Sophie Mutter, die Maler Horst Antes und K. R. H. Sonderborg, der Schriftsteller Martin Walser, der Generalintendant der Bayerischen Staatstheater August Everding und der Leiter der Bachakademie Stuttgart, Helmuth Rilling.

«Verein der Freunde» von Kloster Beuron

(SZ) Repräsentanten des öffentlichen Lebens aus dem gesamten Land haben Innenminister Dietmar Schlee und einen kleinen Helferstab «zusammengetrommelt» und sie dafür gewonnen, den «Verein der Freunde der Erzabtei St. Martin zu Beuron» zu unterstützen, der jetzt gegründet wurde.

Sinn des Vereins, in dem der Innenminister selbst den Vorsitz übernommen hat, ist es, der Erzabtei bei der Erhaltung und Pflege der Abteikirche und der baulichen Anlagen des Klosters zu helfen. Hilfe soll der Erzabtei auch bei der Erfüllung ihres Auftrags und ihrer Aufgaben im wissenschaftlichen, kulturellen und geistig-seelsorgerischen Bereich gewährt werden.

In Beuron werden auf die Erzabtei in den kommenden Jahren enorme Ausgaben zukommen, da umfangreiche bauliche und baupflegerische Maßnahmen unausweichlich sind. Jetzt soll erst einmal eine Liste der dringendsten Maßnahmen aufgestellt werden.

Innenminister Schlee bezeichnete den neugegründeten gemeinnützigen Verein als Kern für eine Bürgerinitiative, mit der in der Bevölkerung Engagement für die Erzabtei geweckt und Hilfe mobilisiert werden soll. Erstes Ziel des Vereins ist eine intensive Mitgliederwerbung.

Stellvertreter des Vorstands sind Professor Dr. Werner Niefer, Vorsitzender der Daimler-Benz AG, und Friedrich Bär, Chef des Liebherr-Werks in Ehingen. Weiterer stellvertretender Vorsitzender ist kraft Amtes der jeweilige Beuroner Erzabt. Der derzeitige Erzabt Hieronymus Nitz OSB erklärte, in Beuron fühle man sich verbunden mit den Menschen des Landes, wisse man um die Verpflichtung, in Kirche und Gesellschaft hineinzuwirken. Darum sei man auch auf ideelle und materielle Hilfe möglichst vieler Personen angewiesen.

Stiftler müssen zwei Jahre auswärts gehen

(STZ) Zu Anfang des Jahrhunderts hatten die Stipendiaten im Evangelischen Stift zu Tübingen noch darum kämpfen müssen, die Genehmigung für ein Studium an anderen Universitäten als Tübingen zu bekommen. Das ist inzwischen eine Selbstverständlichkeit. Und vom Sommersemester 1990 an wird den Stiftlern vollends gar nichts anderes übrigbleiben, als «ins Auswärts» zu gehen, wie das im Hause heißt: Das Evangelische Stift macht für zwei Jahre zu – eine Grundsanie rung für 21 Millionen Mark ist angesagt. In diesen Tagen hat die Synode wieder eine Baurate für 1990 genehmigt. Das teuerste Bauvorhaben in der Geschichte der Evangelischen Landeskirche Württemberg soll in zwei Bauabschnitten und die Finanzierung in Etappen erfolgen. Die Synode hat dennoch Grund, vor dem Wagnis der Grundsanierung des Stifts zu zittern, denn für den Kostenvoranschlag kann niemand garantieren, deutet Oberkirchenrat Erhard Spengler an.

Schon bei der Sanierung des Alten Ephorats in diesem Jahr erlebte die Evangelische Landeskirche Württemberg als Bauherr eine böse Überraschung: Das Gebälk war verfault, die Standfestigkeit des kleinen Altbaus mithin in Frage gestellt. Bis zum Jahresende wird dieses Haus mit acht Studentenzimmern wieder beziehbar sein. Diese kostspielige Sanierung war wohl ein Vorgeschmack der nun anstehenden Aufgabe an den Hauptgebäuden. Die Bauteile aus dem romanischen Kloster des 13. Jahrhunderts, die Erweiterungsbauten des 16. und des 17. Jahrhunderts und der klassizistische Umbau aus dem Jahre 1792 sind wohl für einige Überraschungen gut.

Das berühmte Evangelische Stift am Neckar ist selbstverständlich ein geschütztes Baudenkmal – nicht nur wegen seines Alters, sondern auch wegen seiner kirchen- und landesgeschichtlichen Bedeutung. Seit seiner Gründung 1536 durch Herzog Ulrich von Württemberg sind viele bedeutende Männer aus dieser «Schule» hervorgegangen: Johann Valentin

Andreae und Johann Albrecht Bengel, aber auch die Philosophen Hegel und Schelling, die Dichter Hölderlin und Mörike und Wilhelm Schickhardt, der die erste Vier-Species-Rechenmaschine erfunden hat.

Die Staatliche Denkmalpflege und das Ephorat des Evangelischen Stifts sind sich einig, daß die geschichtsträchtigen Gebäude bei der Sanierung nicht durch massive Eingriffe verändert werden dürfen. Die Bibliothek mit ihren 120000 Bänden, darunter sind viele «Rara» – besonders wertvolle alte Bände –, soll innerhalb des Stifts umziehen und mit modernen EDV-Arbeitsplätzen ausgestattet und somit benutzerfreundlicher werden. Die 133 Studentenzimmer sollen bei der Sanierung einen zeitgemäßen Standard bekommen. Das heißt Wärme- und Schalldämm-Maßnahmen, die Erneuerung der Installationen, der Heizung und, zu guter Letzt, auch der zentralen Küche. Das sanierte, modernisierte Stift hat dann sogar Platz für ein paar Stipendiaten mehr: 138 Studierende und acht Repetenten werden nach 1992 im Stift am Neckar wohnen. Am traditionellen Charakter des Evangelischen Stifts ändert sich aber durch den Umbau nichts. Es soll die «Pflanzstätte schwäbischen Geistes» bleiben.

Zu teuer: Löwentor wird nicht versetzt

(EZ) Eine Versetzung des Löwentors wird es wahrscheinlich nicht geben. Im Technischen Ausschuß des Gemeinderats wurde bekannt, daß diese heiß diskutierte Absicht der Stadt Stuttgart, das Löwentor um rund 18 Meter in den Rosensteinpark hineinzuverlegen, etwa drei Millionen Mark kosten würde. Zusammen mit der anschließenden Fußgängerunterführung müßte die Stadt allein für diese IGA-Maßnahme acht Millionen Mark ausgeben. Angesichts der angespannten Finanzlage wird dieses Vorhaben voraussichtlich dem Rotstift zum Opfer fallen. Die endgültige Entscheidung trifft jedoch der neue Gemeinderat.

Landesmuseum Mannheim bis September 1990 fertig

(lsw) Bis zum Ende des Sommers 1990 soll das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim fertiggestellt sein und eingeweiht werden. Baden-Württembergs Wissenschaftsminister Helmut Engler erklärte vor Journalisten bei einem Informationsbesuch in dem teilweise von den Mitarbeitern bereits bezogenen Bau, damit sei das Projekt noch im Zeitrahmen.

Engler bezeichnete die Konzeption des als Stiftung des öffentlichen Rechts mit Beteiligung der Stadt Mannheim geführten Museums als einzigartig. Das Museum werde gleichgewichtig die Technik- und Sozialentwicklung im deutschen Südwesten im 19. und 20. Jahrhundert darstellen und dabei die inneren Zusammenhänge und Abhängigkeiten deutlich machen. Zugleich solle es ein Forum für die Diskussion der gegenwarts- und Zukunftsprobleme der Industriegesellschaft sein. Museumsdirektor Lothar Suhling unterstrich den besonderen Charakter des Hauses als «arbeitendes Museum». Technik- und Sozialgeschichte sollten nicht anhand von in Vitrinen ausgestellten Gegenständen, sondern mit realen Produktionsabläufen illustriert werden.

Im Endausbau werden in dem Museum 134 Mitarbeiter tätig sein. Rund 90 Prozent der Stellen sind nach Suhlings Angaben bereits besetzt. Ein Teil der Großexponate ist auch schon installiert. Wegen ihrer Größe mußten diese Exponate im Zuge der Errichtung in das Museum gebracht werden. Die reinen Baukosten für das Museum werden nach Suhlings Angaben 135 Millionen Mark betragen, einschließlich der Erstausrüstung werde das Projekt über 150 Millionen Mark kosten. Die Baukosten übernimmt das Land, das Grundstück stellte die Stadt Mannheim zur Verfügung. Die Betriebskosten von jährlich rund zehn Millionen Mark tragen Stadt und Land im Verhältnis von einem Drittel zu zwei Dritteln.

Schloßtheater soll restauriert werden

(LK) Ludwigsburg ist auf dem besten Wege, eine neue, ganz besondere Attraktion zu gewinnen. Das Seltsame dabei: Eigentlich steht diese Attraktion schon seit weit über 200 Jahren in der Stadt, in wesentlichen Teilen freilich in einem Dämmerzustand. Die Rede ist vom Schloßtheater. In vielen vergangenen Jahrzehnten wußten nur enggezogene Fachkreise von dieser «theatergeschichtlichen Sensation», wie es vor einigen Jahren ein Berliner Theaterwissenschaftler formulierte. Was ihn und in der Zwischenzeit immer mehr Bewunderer des Schloßtheaters fasziniert, das ist die Tatsache, daß dort nicht nur Zuschauerraum und Bühne, sondern auch eine funktionsfähige Bühnenmaschine und ein einzigartiger Bestand an Originalkulissen erhalten sind. Jetzt, so scheint es, hat auch das Land den vollen Wert seiner Ludwigsburger Liegenschaft – über die Belebung der barocken Bühne durch die Schloßfestspiele hinaus – erkannt. Spätestens ab 1992 soll restauriert werden.

Das Staatliche Hochbauamt Ludwigsburg hat aus dem Finanzministerium einen Planungsauftrag für die Restaurierung des Theaters erhalten. Das Ministerium ist zudem bemüht, dem Landtag die Kosten schmackhaft zu machen. Schließlich wurde das Schloßtheater in die erst kürzlich vorgestellte Kunstkonzeption des Landes Baden-Württemberg aufgenommen, als «eine Besonderheit für ganz Europa».

Vor den Ruhm haben die Götter allerdings ein gutes Stück Arbeit gesetzt. Wer das Schloßtheater heute besichtigt, der trifft zunächst auf einen reichlich abgenutzten Zuschauerraum. Risse tun sich allenthalben auf. Der Blick auf die Bühne, bei Schloßführungen durch den Originalvorhang Innocente Colombas aus dem Jahre 1763 verführerisch verstellt, ist kaum lohnend. Denn die Bühnenmaschine ist ausgebaut, die einst von der hölzernen Mechanik wie von Geisterhand bewegten Kulissen lagern abseits, für den Schloßbesucher nicht zugänglich.

Letzteres hat seit einigen Jahren wenigstens einen guten Grund. Mehrere hunderttausend Mark läßt sich die Verwaltung «Staatliche Gärten und Schlösser» bei der Oberfinanzdirektion Stuttgart die Renovierung der Kulissen kosten. Zweidrittel der Arbeiten, so Schloßverwalter Ulrich Krüger, sind erledigt. Bald stehen die Kostbarkeiten nach einem langen, langen Dornröschenschlaf wieder zur Verfügung. Der Bestand umfaßt zehn komplette Bühnenbilder aus der Zeit Friedrich I. In der Kunstkonzeption des Landes wird dieser Bestand als «weltweit fast konkurrenzlos» eingestuft.

An sich also bereits eine außerordentliche Rarität, gewinnt die Bühnendekoration ihre volle Geltung aber erst, wenn sie auf der Bühne steht und dann einen lebendigen Eindruck davon vermitteln kann, wie Bühne und Zuschauerraum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im frühen 19. Jahrhundert während einer Theateraufführung zusammengewirkt haben.

Werden die drei Elemente Zuschauerraum, Bühnenmaschine und Kulissen wieder zusammengefügt, so die Kunstkonzeption des Landes, so könne das Theater dem Schloßbesucher wieder in voller Funktion vorgeführt werden. Und weiter: «Dies kann in einer Art von Inszenierung geschehen. Die authentische Verlebendigung im Stil einer Zeit, die für die deutsche Theatergeschichte von besonderer Bedeutung war, wird nicht nur ein Höhepunkt jeder Schloßführung, sondern kann ein eigenständiger Anziehungspunkt von weit überregionaler Bedeutung werden.»

Industrieansiedlung in Unlingen noch offen

(lsw) Die Entscheidung über eine Industrieansiedlung in den Donauauen bei Unlingen (Kreis Biberach) ist vertagt. Wie die SPD-Landtagsfraktion im Dezember in Stuttgart mitteilte, haben die Vertreter der SPD-Landtagsfraktion im Petitionsausschuß einem entsprechenden Antrag der CDU zugestimmt. Der SPD-Parla-

mentarier Walter Caroli sagte, jetzt sei der Weg frei, alle mit der «äußerst problematischen Industrieansiedlung» zusammenhängenden Fragen nochmals zu überdenken und die Landesregierung zu veranlassen, «ihre fatale Entscheidung zurückzuziehen».

Bei Unlingen will die Firma Bohnacker ein Werk errichten, das rund 200 Arbeitsplätze in das strukturschwache Gebiet bringen soll. Vor allem Naturschutzverbände, aber auch SPD, Grüne und FDP hatten gegen diese Ansiedlung immer wieder protestiert. Die Donauauen bei Unlingen gelten bei Naturschützern als einer der bedrohtesten Lebensräume für Fauna und Flora in Europa. Zwei von den Naturschützern alternativ vorgeschlagene Standorte wurden von der Firma Bohnacker abgelehnt.

Architektenkammer ist gegen Wolkenkratzer

(lsw) Jetzt hat auch die Architektenkammer Baden-Württemberg in die Stuttgarter Hochhaus-Diskussion eingegriffen. Vertreter der Kammer wandten sich vor der Presse mit Nachdruck gegen den Bau von Wolkenkratzern im Stuttgarter Talkessel. Ökologische, infrastrukturelle, soziale und ästhetische Gründe sprächen dagegen, meinte der Präsident der Architektenkammer Prof. Peter Schenk und warnte vor «städtebaulichen Schnellschüssen».

Im einzelnen nannte er die weitere Verschlechterung des schon sehr belasteten Stadtklimas, die abnehmende Wohnqualität im Bereich der Wolkenkratzer und die dadurch verschärfte Trennung von Arbeits- und Wohnvierteln, kaum mehr lösbare Verkehrsprobleme durch eine wachsende Zahl von Pendlern sowie die Zerstörung des «unverwechselbaren Stadtbilds Stuttgarts». In einer Stellungnahme hat die Architektenkammer die Stadt aufgefordert, ihre bisherigen Planungen zum Hochhauskomplex offenzulegen und vor allem ein städtebauliches Gesamtkonzept für die Verdichtung Stuttgarts zu entwickeln, das auch die Region miteinbezieht.

Integriertes Adelsmuseum im Schloß Glatt?

(SchB) Die Vorbereitungen für die Einrichtung eines «Adelsmuseums oberer Neckar» im Schloß Glatt sind bei der Gesellschaft Schloß Glatt angelaufen und sollen jetzt verstärkt vorangetrieben werden. Die Gesellschaft Schloß Glatt möchte nämlich, wenn das endgültige Konzept für die Nutzung des Glatter Schlosses aufgestellt wird und es an die Verteilung der Räume geht, nicht mit leeren Händen dastehen, sondern zuvor den Kommunen und Behörden bereits fertiges Museumsmaterial vorlegen können.

So präsentierte der Vorsitzende Wolfgang Hermann bei der Hauptversammlung den Mitgliedern Zielvorstellungen für das geplante Museum, die er als eine Grundlage für die Diskussion um das endgültige Museumskonzept verstanden wissen möchte. Zunächst ist es jetzt vorgesehen, drei Karten, die die Besitzstände des Adels am oberen Neckar zu verschiedenen Zeiten aufzeigen, und dazugehörige Tafeln mit den Wappen der betreffenden Adelsfamilien und -geschlechter anzufertigen.

Hermanns «Idee für ein Konzept für das Adelsmuseum» umfaßt vier Bereiche: als ersten den Dokumentationsbereich «Selbstzeugnis des Adels am oberen Neckar» mit Karten, Dokumenten, Plänen, Kleidung und Geräten. Ein zweiter Dokumentationsbereich ist mit dem Thema «Adelige Familien und namhafte Vertreter» mit Wappentafeln, ausgewählten Schilderungen des Weges einer Familie und der Beschreibung von herausragenden Persönlichkeiten. Ein dritter Dokumentationsbereich ist dem Thema «Der Adel im Spannungsfeld der politischen Kräfte» in ähnlicher Form gewidmet, während der vierte Dokumentationsbereich «Der Wohnsitz des Adels – von der Burg zum Schloß» mit Modellen und Überresten von Burgen mehr anschauliches Material für das Auge bietet. Gerade von diesem Bereich verspricht sich die Kassiererin Christel Freifrau von Podewils einige Anzugskraft für Besucher. Sie konnte den Mitgliedern auch eine insgesamt erfreuliche Kas-

senbilanz präsentieren, wobei sie erfreut feststellte, daß jetzt auch die ausstehenden Mitgliederbeiträge verstärkt «eintrudelten».

Der Glatter Ortsvorsteher Siegfried Esslinger erläuterte danach kurz den Stand der Vorbereitungen für das Bauernmuseum in der Zehntscheuer. Die neuen Kreistage würden nun den Zweckverband gründen, allerdings müsse noch die Aufteilung des Abmangels abgeklärt werden. 1990 werde mit dem Umbau der Zehntscheuer begonnen, 1991 solle dann das Museum fertig sein. Die bisher in der Zehntscheuer untergebrachten Gegenstände würden in eine Wohnung im Schloß ausgelagert. «Was die Nutzung der Räume betrifft, ist im Schloß alles offen.» Er begrüße es, wenn die Gesellschaft Schloß Glatt nun diese Karten und Wappen anfertige, könne aber noch nicht sagen, welche Räume man dafür der Gesellschaft zur Verfügung stellen könne. In der Frage der Innenrenovierung sei noch nichts geschehen. Damit könne man den Kommunen und Landkreisen aber jetzt auch nicht kommen.

Ein «Marienfenster» fürs Ulmer Münster?

(SZ) Die Stadt Ulm soll für das Ulmer Münster anlässlich des hundertsten Jahrestags der Fertigstellung des Bauwerks ein «Marienfenster» stiften. Das beantragte CDU-Stadträtin Erika Karlinger in einem Schreiben an Oberbürgermeister Ernst Ludwig. Die Auswahl des mit dem Werk zu beauftragenden Künstlers sowie die künstlerische Gestaltung soll, wie es in dem Brief heißt, der Kirche überlassen werden. Erika Karlinger selbst hat, wie bekannt ist, Anfang der achtziger Jahre im «Alleingang» weit über 200 000 Mark gesammelt und damit zwei Münsterfenster ganz, ein weiteres zum großen Teil finanziert.

Wie es in der Begründung des jetzt von Stadträtin Karlinger eingebrachten Antrags heißt, soll anlässlich des Münsterjubiläums ein «bleibendes Zeichen» gesetzt werden. Sie erin-

ert daran, daß das Münster eine Kirche «Unserer Lieben Frau» ist. Beim Ausbau der Turmspitze habe man überlegt, ob man auf die Spitze des Turms eine große Marienstatue setze, wie es in den mittelalterlichen Plänen vorgesehen gewesen sei.

Inzwischen, so schreibt Stadträtin Karlinger weiter, habe die Ökumene auch in Ulm große Fortschritte gemacht, so daß eine Neubewertung Marias, der Mutter Jesu, eingetreten sei. Zudem sei die Auseinandersetzung um das richtige Leitbild der Frau heute in ganz besonderer Weise aktuell geworden, und auch die letzte Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands habe sich mit der wachsenden Bedeutung der Frau in Kirche und Gesellschaft befaßt.

Es liegt nach Meinung von Stadträtin Karlinger nahe, die aktuelle Themenstellung aufzugreifen. Als geeignete Form dafür im Zusammenhang mit dem Münsterfest hält sie die Stiftung eines Marienfensters fürs Münster durch die Stadt.

Philipp-Matthäus-Hahn-«Geburtstags-Stiftung»

(lsw) Zur Förderung begabter Studenten und des wissenschaftlichen Nachwuchses an der Fachhochschule Albstadt-Sigmaringen entsteht im Zollernalbkreis eine Philipp-Matthäus-Hahn-Stiftung. Die Gründung der Stiftung wurde im November vom Kreistag beschlossen, teilte das Landratsamt Balingen mit. Die Stiftung werde mit einer Million Mark ausgestattet, wovon der Kreis 500 000 sowie die Stadt Albstadt und die Kreissparkasse Balingen je 250 000 Mark aufbringen.

Bei der Stiftung handelt es sich laut Landratsamt um eine in Art und Ziel im Lande einmalige Einrichtung. Anlaß für Gründung und Namensgebung sei der 250. Geburtstag des «Mechaniker-Pfarrers» Philipp Matthäus Hahn. Hahn habe mit seinen Erfindungen einen wesentlichen Anstoß zur industriellen und wirtschaftlichen Entwicklung der Region im vorigen Jahrhundert gegeben.



Gott grüß die Kunst!

Auf diesem funktionsfähigen Modell, nach Gutenbergs Aufzeichnungen nachempfunden und aus Holz gefertigt, können Sie selbst drucken. Es ist somit nicht nur ein dekorativer Gegenstand und Beispiel einer guten handwerklichen Arbeit; mit dem Modell eines Meilensteins in der Drucktechnik läßt sich in der Tat produzieren.

Zubehör:

Bleisatz-Druckform (Ihr Name mit Adresse), Farbwalze, Farbe, Glasplatte und zwei Papierstapel auf der Palette.

Die Mini-Gutenberg-Druckerei

ist erhältlich beim Verlag Tübinger Chronik zum Preis von DM 133,- (inkl. MwSt. und Versandkosten) gegen Verrechnungsscheck oder Vorauszahlung auf Konto-Nr. 2709 Kreissparkasse Tübingen. Lieferzeit ca. 3 Wochen. Name und Adresse bitte deutlich angeben (für Druckform).



Verlag
Tübinger Chronik
Uhlandstraße 2
7400 Tübingen



Bietigheim-Bissingen

Moderne Stadt mit historischem Flair

Wir laden Sie zu einem Spaziergang durch unsere denkmalgeschützte Altstadt ein. Neben sehenswerten Fachwerkhäusern können Sie auch unser Stadtmuseum im Hornmoldhaus oder unsere Städtische Galerie besuchen. Ein Altstadtlehrpfad führt Sie durch die gesamte historische Innenstadt, vorbei am Rathaus (1507), am Hornmoldhaus (Vogthaus 1526), am Untertorturm (1510) u. v. a. m. Unsere Stadt bietet Ihnen außerdem moderne Freizeiteinrichtungen: Bücherei mit Mediothek und Artothek, Badepark Ellental und das neue Freizeit- und Erlebnisbad „Bad am Viadukt“ mit einem Sole-Außenbecken, einer Riesenrutsche und weiteren Attraktionen.

Schließlich können Sie direkt vor den Toren der Altstadt einen Spaziergang im Grünen machen – durch das ehemalige Landesgartenschauengelände.

Besuchen Sie uns!!!

Informationen beim Verkehrsamt, 7120 Bietigheim-Bissingen, Telefon (07142) 74-227/228

Schlüpf 'rein in die Freizeit...

...in **Ganter**
mit der
**Aktiv-
Sohle!**

Für Damen,
0407,
für Herren
1007



schuh-verlässlich



Ganter

Schuh-Haus

Abele

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18
Fernsprecher 29 08 16

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

Unser Treffpunkt gegenüber dem Hauptbahnhof

4 gemütliche Gaststätten unter einem Dach
Eingang Königstr. 2 und Arnulf-Klett-Platz 1

Greiner-Stuben **Konditorei-Café**
Restaurant eigene Erzeugnisse

Bräustüble **Tanz-Café Tabaris**
gutbürgerlich internat. Bands, große Tanzfläche

Greiner-Stuben

Im Hindenburgbau Tel. (07 11) 29 51 21

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte
an Ihre Freunde und Bekannten
– kostenlos und unverbindlich!

Denkmalschutz für Stuttgarter Friedhöfe

(STZ) Nachdem der Hoppenlaufriedhof seit längerem unter Denkmalschutz steht, will das Landesdenkmalamt – nach Angaben aus dem Rathaus – einer Reihe weiterer Stuttgarter Friedhöfe oder Friedhofsteilen die «Denkmaleigenschaft» zuerkennen. Genannt werden dabei der Berg-, der Fangelsbachfriedhof, der Heselacher Friedhof, der Prag- und der Waldfriedhof, die alten Friedhöfe in Vaihingen und Weilimdorf, der Möhringer Friedhof, der Steig- und der Hauptfriedhof sowie der Uffkirchhof.

In diesem Zusammenhang will die Verwaltung künftig alle erhaltenswerten Grabstätten vom Friedhofamt «im Einvernehmen mit dem Kulturamt» erfassen lassen.

Naturschutzpreis an Angler verliehen

(STZ) Seit Jahren gehört der 130 Mitglieder zählende Angler- und Sportfischer-Verein Steinheim/Murr zu jenen Gruppen in der Stadt, die sich mit großem Engagement um Natur und Landschaftsschutz kümmern und dafür viel Lob entgegennehmen durften. Im Dezember wurde den Anglern eine besondere Ehre zuteil: Sie durften im «Klostersaal» den mit 10000 Mark dotierten Umweltpreis «Gesundes Wasser ist unsere Zukunft» entgegennehmen. Der Deutsche Umweltschutzring, Bundesverband für Umweltschutz (DNR), und die Informationszentrale Deutsches Mineralwasser als Preisspender würdigten damit bundesweit erstmals einen Anglerverein, der im Jahre 1983 die erste Bachpatenschaft in Baden-Württemberg übernommen hat, sich um Renaturierungsmaßnahmen, artgerechte Uferpflanzungen und die Wiederansiedlung verdrängter heimischer Fischarten bemüht. Schirmherr der «Aktion zum Schutz unserer Gewässer» ist der baden-württembergische Umweltminister Erwin Vetter, der auch die Arbeit des Anglersportvereins würdigte.

Erstes Windkraftwerk der EVS auf der Alb

(STZ) Vor den Augen zahlreicher Neugieriger montierten Techniker der Energieversorgung Schwaben (EVS) am 20. Oktober 1989 auf einer 816 Meter hohen Kuppe der Schwäbischen Alb zwischen Ennabeuren und Feldstetten das erste Windkraftwerk der EVS. Zusammen mit einem zweiten Windkraftwerk, das im Frühjahr in unmittelbarer Nachbarschaft erstellt wird, kostet die Anlage 700000 Mark. Ein solches in Norddeutschland bereits erprobtes Windkraftwerk erzeugt jährlich so viel Strom, daß 25 Haushalte damit ihren Bedarf decken können. Der 30 Meter hohe Mast, an dem der dreiflügelige Rotor nicht ohne Mühe montiert wurde, setzt einen markanten Punkt auf die Albhochfläche zwischen Ennabeuren und Feldstetten. Mehr als ein Wahrzeichen, die Zukunft nicht aus dem Auge zu verlieren, ist die neue Windmaschine bisher auch nicht. Bei einer Nennleistung von 55 Kilowatt kostet der Strom aus dieser Anlage nach Berechnungen des für Energiewirtschaft zuständigen Direktors im Vorstand der EVS Peter Schnell 50 bis 60 Pfennig pro Kilowattstunde, und das auch nur, wenn der Wind weht. Bei Windstärke sechs erreicht das Windkraftwerk die höchste Kapazität, bei stärkeren Böen schaltet es automatisch ab.

Denkmalschutz geht nicht vor Selbstverwaltung

(lsw) Der Denkmalschutz hat nicht generell Vorrang vor dem Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden. In einem am 7. Dezember 1989 in Mannheim veröffentlichten Urteil betont der baden-württembergische Verwaltungsgerichtshof (VGH), daß die Denkmalschutzbehörde einer Gemeinde die Zustimmung zum Abbruch eines Gebäudes nur versagen darf, wenn das Interesse an der Erhaltung des Gebäudes als Kulturdenkmal gegenüber den Belangen der Gemeinde im konkreten Fall überwiege.

In dem Fall hatte das Landratsamt Karlsruhe nach Anhörung des Landesdenkmalamts der Gemeinde Pfinztal den Abbruch eines alten Hauses im Ortsteil Söllingen untersagt, das in eine Straße ragt und den Verkehr stark beeinträchtigt. Das Verwaltungsgericht Karlsruhe hatte die Verweigerung der Abbrucherlaubnis bestätigt, der VGH änderte dagegen mit seinem Urteil (Aktenzeichen: 1 S 736/88) diese Entscheidung. Der VGH kam zu dem Ergebnis, das umstrittene Bauwerk sei kein Kulturdenkmal von hohem Wert. Der klagenden Gemeinde sei weder seine Erhaltung als Substanz noch eine denkmalgerechte Instandsetzung zuzumuten. Das Landesdenkmalamt hatte laut VGH das öffentliche Interesse an der Erhaltung damit begründet, daß das Haus wegen der Schlichtheit der Bauweise und Dürftigkeit seiner Ausstattung die «Armseligkeit» der Wohnverhältnisse im 18. Jahrhundert dokumentiere. Dies sei zwar ein relevantes Argument, jedoch müsse das Gebäude mit seinen großenteils nur 1,80 Meter hohen Räumen, wenn es in irgendeiner Weise genutzt werden solle, so erheblich umgebaut werden, daß der Dokumentationswert entscheidend gemindert würde.

Keine Ratgeb-Kopie in die Stiftskirche

(STZ) Unter die jahrelangen Diskussionen um die Gestaltung des Chorraums der Stiftskirche von Herrenberg (Kreis Böblingen) hat der Kirchengemeinderat einen Schlußstrich gezogen: Es bleibt alles so wie es ist. Die evangelische Kirchengemeinde wird sich weder um eine Kopie des Ratgeb-Altars noch um ein anderes Kunstwerk bemühen. Die Vorgänger der Gremiumsmitglieder hatten im vorigen Jahrhundert den damals offenbar zu wenig geschätzten Hochaltar von Jörg Ratgeb aus dem Jahre 1519 nach Stuttgart verkauft. Heute stellt das vielbewunderte Kunstwerk das Kernstück der altdeutschen Sammlung in der Staatsgalerie dar. Vor Jahren eingeleitete Bemühungen

um eine Rückführung des Altars nach Herrenberg hatten ein schnelles Ende gefunden – schon deswegen, weil sich die für die Erhaltung des Kunstwerks notwendige Temperatur und Luftfeuchtigkeit im Kircheninneren nicht gewährleisten läßt. Und selbst eine Kopie des Flügelaltars würde noch die stolze Summe von 1,6 Millionen Mark kosten – ein Betrag, der die finanziellen Möglichkeiten der Herrenberger bei weitem übersteigt. Mehrheitlich ist der Kirchengemeinderat übereingekommen, weder eine Ratgeb-Replik noch ein anderes Kunstwerk in den Chorraum zu stellen, sondern zunächst den heutigen Zustand zu belassen und die der Kirchengemeinde zur Verfügung stehenden Mittel lieber «für die Aufgaben einzusetzen, die sich uns heute stellen». Gemeint damit ist beispielsweise die kirchliche Jugendarbeit, der Abbau der Arbeitslosigkeit und eine Verringerung des gravierenden Mangels an Wohnungen.

Flurbereinigung am Flughafen Echterdingen

(lsw) Das Landesamt für Flurbereinigung hat die Flurbereinigung am Stuttgarter Flughafen Echterdingen angeordnet. Die Behörde mit Sitz in Kornwestheim bezog sich am 21. November 1989 in einer Mitteilung auf die schriftliche Begründung des Flughafen-Urteils des Verwaltungsgerichtshofes Baden-Württemberg (VGH). Darin sei die Rechtmäßigkeit des Planfeststellungsbeschlusses ausdrücklich bestätigt worden.

«Zu Besitztziehungen zugunsten der Unternehmen Flughafenausbau und Autobahnverlegung berechtigt der Anordnungsbeschuß nicht», hieß es weiter. Der Anordnungsbeschuß schaffe lediglich die förmlichen Voraussetzungen dafür, daß zunächst eine Vertretung der Grundstückseigentümer gewählt werden kann.

Für die Bauvorhaben am Flughafen werden im Flurbereinigungsgebiet Grundstücke im Umfang von rund

163 Hektar in Anspruch genommen, davon ca. 31 Hektar «zum Ausgleich von Bewirtschaftungserschwernissen und Entfernungsvermehrungen». Diese Inanspruchnahme von Land werde vollständig durch Flächen gedeckt, die die Unternehmensträger (Flughafen Stuttgart und Bundesautobahn) im Flurbereinigungsgebiet erworben haben. 172 Hektar Land stünden dafür bereits im Flurbereinigungsgebiet zur Verfügung, «so daß für die Grundstückseigentümer kein Landverlust entsteht».

Weiter Streit um Gestalt des Ulmer Münsterplatzes

(lsw) Der Streit um die Neugestaltung des Ulmer Münsterplatzes wird jetzt vor Gericht ausgetragen. Sechs Gegner des geplanten Stadthauses haben am 13. Dezember 1989 auch beim Verwaltungsgericht Sigmaringen Klage gegen den Bebauungsplan eingereicht, sagte Oberbürgermeister Ernst Ludwig vor Journalisten. Auch mit einer Normenkontrollklage beim Verwaltungsgerichtshof Mannheim wollen die Gegner die Neugestaltung verhindern. Ihre Hauptsorge gilt dem «freien Blick» auf den mit 161 Meter höchsten Kirchturm der Welt. Sie befürchten, daß er durch den Bau des Stadthauses «verstellt» wird.

Beim Regierungspräsidium Tübingen hat die Stadt Ulm nach Ludwigs weiteren Angaben inzwischen die «sofortige Vollziehung» der Baugenehmigung beantragt. «Solange ein Rechtsstreit anhängig ist, können wir nichts machen», sagte Ludwig. Die Stadt lege Wert darauf, daß die Entscheidungen so schnell wie möglich fallen. Er hoffe auf eine positive Entscheidung der beiden Gerichte sowie des Regierungspräsidiums Tübingen, meinte allerdings auch: «Auf hoher See und vor Gericht sind wir in Gottes Hand.»

Der Münsterplatz gilt vielen Ulmern in seinem jetzigen Zustand als «Schandfleck». An den Plänen zu seiner Neugestaltung entzündete sich heftige Kritik. Vor allem das von dem

renommierten amerikanischen Architekten Richard Meier geplante Stadthaus führte zur Bildung einer Bürgerinitiative und zu einem Bürgerentscheid, den die Gegner des «Meier»-Baues verloren. Von Fachleuten wird das geplante Stadthaus hoch gelobt. Alle Versuche, mit den Klägern eine gütliche Regelung zu erreichen, seien gescheitert, sagte Ludwig.

Münze zum 800. Todestag von Kaiser Barbarossa

(lsw) Zum 800. Todestag von Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, gibt der Bund eine 10-Mark-Gedenkmünze heraus. Am 29. November prägte Staatssekretär Eugen Volz vom baden-württembergischen Finanzministerium in Stuttgart die ersten Sammlerstücke, die auch realen Zahlungswert haben.

Die von einem Pforzheimer Künstler gestaltete Münze kommt im Juni 1990 in einer Stückzahl von 8,35 Millionen auf den Markt. Sie zeigt den berühmten Stauferkaiser, der am 10. Juni 1190 bei einem Kreuzzug ertrunken war, in einer zeitgenössischen Darstellung. Die Münzaufschrift lautet: «Kaiser Friedrich I. Barbarossa. * 1122 † 1190».

Rotkopfwürger-Brutpaare haben Seltenheitswert

(lsw) Im Albvorland zwischen Göppingen und Kirchheim/Teck gibt es nur noch 15 Rotkopfwürger-Brutpaare. Noch vor 25 Jahren wurden so viele allein rund um den Göppinger Weiler St. Gotthardt gezählt, teilte im November der Hattenhofener Naturschutzbeauftragte Bruno Ullrich mit. Der Rotkopfwürger, etwa so groß wie eine Lerche, habe in den Streuobstwiesen des Albvorlands noch seinen einzigen Verbreitungsschwerpunkt nördlich der Alpen und ziehe deshalb Wissenschaftler von weit her an, die dem Albvorland den Rang eines schützenswerten europäischen Naturreservats zumäßen.

Sternenfels muß weiter auf Museumsdorf warten

(swp) Vorerst «auf Eis» liegt das geplante Freilichtmuseum für den Nordschwarzwald und den Kraichgau, das in Sternenfels seinen Standort haben soll. Der Kreistag des Enzkreises vertagte seine Entscheidung über das Projekt auf unbestimmte Zeit. «Es gibt derzeit wichtigere Dinge zu erledigen», lautete der Tenor jener Mehrheit quer durch alle Fraktionen, die eine Entscheidung verhinderte.

Seit mehreren Jahren schon ist es erklärter Wille des Enzkreises und der Gemeinde Sternenfels, an der Nahtstelle der Regionen Nordschwarzwald, Mittlerer Oberrhein, Franken und Mittlerer Neckar das letzte von insgesamt acht regionalen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg einzurichten. Im Juni 1988 übernahm der Kreistag die Trägerschaft, die Gemeinde Sternenfels schuf die planungsrechtlichen Vorgaben bis hin

zum Bebauungsplan. Es geht dabei um ein rund 14 Hektar großes Wiesengelände zwischen den Ortsteilen Sternenfels und Diefenbach. Erst kürzlich beschloß der Gemeinderat, das Gelände dem Enzkreis im Wege des Erbbaurechts zur Verfügung zu stellen.

In Sternenfels ist das Museumsdorf jedoch seit Jahren umstritten. Während sich die Befürworter eine Strukturverbesserung für die Gemeinde erhoffen, befürchten die Gegner, daß mit dem Freilichtmuseum ein Ansturm von Touristen auf ihr Dorf losbrechen würde. Im Kreistag war jetzt zu hören, es sei angesichts der eklatanten Wohnungsnot nicht zu verantworten, Geld statt in den Wohnungsbau in ein Museumsdorf zu investieren. Durch die Verwirklichung dieses Projekts würden unnötig Kapazitäten im Baugewerbe blockiert und die Konjunktur weiter angeheizt, was ebenfalls den Bestrebungen zuwiderlaufen würde, den Wohnungsbau zu forcieren.

«Ailenbergpläne nicht zu beanstanden»

(STZ) Der Petitionsausschuß des Landtags hat sich den Bedenken der Naturschützer gegen die geplante Rebflurbereinigung am Ailenberg nicht angeschlossen. In seiner Entscheidung verweist der Ausschuß auf eine Stellungnahme des Ministeriums für Ländlichen Raum, wonach die beabsichtigte Neuordnung des Gebiets das Ergebnis eines mehrjährigen Planungsverfahrens sei. Einwände der Naturschützer seien von der Flurbereinigungsverwaltung wie auch von den beteiligten Ämtern «untersucht und abgewogen» worden. Die obere Naturschutzbehörde, das Regierungspräsidium Stuttgart, habe der Flurbereinigung zugestimmt. Alternativvorschläge seien im Stuttgarter Gemeinderat mehrfach erörtert worden, hätten jedoch keine Mehrheit gefunden. Vor einer abschließenden Entscheidung werde das Landesamt für Flurbereinigung noch einmal alle wesentlichen Planungsalternativen prüfen.

Anschriften der Mitarbeiter

Friedrich Karl Azzola, Prof. Dr., Fichtenstraße 2, 6097 Trebur 1

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim
Hermann Bausinger, Prof. Dr., Moltkestraße 77, 7410 Reutlingen

Manfred Bulling, Dr., Salzburger Straße 60, 7000 Stuttgart 30

Hannjörg Fastnacht, Landwirtschaftsdirektor, Gabweg 5, 7155 Oppenweiler

Ulrich Gräf, Konservator, Wolfsbergweg 2, 7121 Freudental

Helmut Herbst, Dr., Eugenstraße 24, 7050 Waiblingen

Christian Marquart, Schlosserstraße 30, 7000 Stuttgart 1

Kurt Oesterle, Dr., Zwehrenbühlstraße 31/1, 7400 Tübingen

Wolfgang Rieger, Munderkinger Straße 13, 7934 Untermarchtal

Reinhard Wolf, Hauptkonservator, Uhlandstraße 8, 7142 Marbach a. N.

Gerd Wunder, Prof., Dr., gestorben am 30. Mai 1988 in Schwäbisch Hall

Bildnachweis

Titelbild und S. 5–10: Reinhard Wolf, 7142 Marbach a. N.; S. 2: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 11 und 13: Peter Eisen, 7400 Tübingen; S. 15: Archiv des Schwäbischen Heimatbundes; S. 17–21: Gerhard Bäuerle, 7034 Gärtringen; S. 25 und 27: Archiv des Schwäbischen Heimatbundes; S. 29–34: Ulrich Gräf, 7121 Freudental; S. 36: Stefan Kresin, 6900 Heidelberg; S. 38–41: Horst Rudel, 7000 Stuttgart 70; S. 45: Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Haalarchiv; S. 46: Horst Ascheid, 5230 Almersbach; S. 47–53: Stadtmuseum Bietigheim-Bissingen; S. 54, S. 55 rechte Spalte und S. 56: Friedrich Karl Azzola, 6097 Trebur 1; S. 55 linke Spalte: Bibliothèque Nationale, Paris; S. 57 und 58: Wolfgang Rieger, 7934 Untermarchtal.